

Universitäts- und Landesbibliothek Tirol

Jugenderinnerungen eines alten Arztes

Kussmaul, Adolf

Stuttgart, 1899

Zweites Buch. Auf den Gymnasien

Zweites Buch.

Auf den Gymnasien.



Hatte, gottlob! einen guten Magen,
Kraut und Rüben konnt' ich vertragen,
Bin gesund, bin frisch geblieben,
Habe mich auch nicht krumm geschrieben.

Wertheim.

Im Frühjahr 1833 kam ich auf das Gymnasium nach Wertheim, das meinen Eltern am bequemsten lag. Ich blieb nur ein Jahr in der kleinen, an der Mündung der Tauber in den Main anmutig gelegenen Stadt. An Ostern 1834 vertauschte ich das Wertheimer Gymnasium mit dem Mannheimer Lyceum, weil mein Vater in diesem Jahre von Vogberg nach Wiesloch in der Rheinebene versetzt wurde.

Auch in Wertheim wurde ich bei einem Geistlichen untergebracht, aber nicht, wie in Buch am Horn, als einziges Kind des Hauses, die Familie war mit Kindern reich gesegnet; ich mußte mich mit den Brosamen von Liebe begnügen, die für den kleinen Fremdling übrig blieben. Zwar die Frau des Geistlichen war nicht ohne Güte, er selbst aber kümmerte sich kaum um mich; den größten Teil des Tags hielt er sich abgeschlossen in seiner Studierstube und schrieb seine Predigten oder arbeitete zu seinem besonderen Vergnügen in Pappé.

Ueber meinen Aufenthalt in Wertheim habe ich nichts mittheilenswerthes zu berichten, wenn ich ein einziges Ereigniß ausnehme, woran ich gerne zurückdenke.

Die Tauber teilt, von Süden kommend, die Stadt in zwei Hälften, eine kleinere linke und eine größere rechte, die durch eine Brücke verbunden sind. Die Wohnung des Pfarrers lag auf der Kleinseite nahe der Brücke. Die Tauber hatte hier ein starkes Gefälle, und in der Flut schwammen viele kleine Fische, die uns Kinder zum Angeln verlockten. Der Staden am Ufer der Kleinseite unter-

halb der Brücke eignete sich gut zum Auswerfen der Angeln, und es hielten sich deshalb hier gerne Knaben und Mädchen auf, theils um selbst zu fischen, theils um zuzuschauen. — Eines Nachmittags stahl ich mich aus der Wohnung, bog mir eine Stecknadel zu einer Angel zurecht, band sie mit Schnur, Kork und Federkiel an eine Rute und eilte damit zum Staden, wo ich bereits große Gesellschaft fand. Ich stellte mich zu unterst ans Ufer, befestigte eine Fliege an die Nadel und warf die improvisierte Angel in den Fluß. Unter den Kindern befand sich ein kleiner pausbäckiger Junge im langen Röckchen. Er kam dem Flusse zu nahe und fiel hinein, die Flut trieb ihn rasch fort am Staden hin abwärts. Die Kinder erhoben ein großes Geschrei: „Die Polizei kommt!“ und liefen davon. Ich allein blieb zurück und sah, wie die Strömung den Kleinen in seinem gebauschten Röckchen gegen mich herantrieb. Als bald warf ich die Angelrute zur Seite, kniete am Ufer nieder, beugte mich vornüber, erwischte den Rock, zog den Knaben ans Land und stellte ihn auf die Beine. Dies alles geschah in einem Augenblick. Jetzt begann das Kind, das vom Wasser triefte, furchtbar zu schreien. Die entflohenen Kinder liefen wieder herbei und faßten Mut, mich aber überkam jetzt erst die Angst vor der Polizei, die damals jedem Deutschen schon in der Wiege als graufiger Popanz vorgehalten wurde. Ich überließ den Geretteten seinen älteren Spielkameraden, die ihn zu seinen Eltern heimführten, Glasersleuten, die in der Nähe der Brücke wohnten, und lief, so rasch ich konnte, die Angel im Stiche lassend, nach Hause zu meiner Schulaufgabe.

Es war mir am nächsten Tage bedenklich zu Mute, als mich der Pfarrer in seine Studierstube rufen ließ. Vermutlich hatte er erfahren, daß ich angeln gegangen war, statt mich hinter „den kleinen Broeder“ — die lateinische Schulgrammatik jener Zeit — zu setzen, und ich war eines scharfen Verweises gewärtig. In der That, der Pfarrer hielt mir eine Strafpredigt über den Text: „Fischfang und Vogelstellen verdirbt manchen guten Gesellen.“ Ich war herzlich froh, daß er nicht von dem Kinde sprach, das ich aus dem Wasser gezogen hatte, und nicht von der Polizei, vor der ich mich rechtfertigen zu müssen fürchtete.

Der Vorgang hatte ein Nachspiel. Wenige Tage darauf begann der große Wertheimer Jahrmart, der „Wörthmarkt“, auf den Wiesen vor der Stadt. Er dauerte 14 Tage und meine Schulkameraden hatten sich schon seit Wochen darauf gefreut, namentlich auf die Wursthuden und Karruffelle, und von ihren Eltern das Meßgeld dafür erhalten. Ich wagte nicht den Pfarrer darum anzusprechen, seine kalte Art hielt mich ab, und so hatte ich, als das Fest gekommen war, das leere Zusehen. Tief betrübt stand ich vor den Holzpferdchen, die so flink im Kreise liefen; beim Klange der Musik ritten meine Kameraden, kleine Degen in der Hand, an mir vorüber und stachen Ringe. Da berührte plötzlich jemand meine Schultern. Ich sah mich um und gewahrte einen freundlichen, noch jungen Bürgermann, der mich anredete: „Bist du der Knabe, der mir meinen Kleinen aus der Tauber gezogen hat? Ich bin der Glasermeister, der an der Brücke wohnt und möchte dir eine Freude machen. Nimm hier, mein Lieber, einen Gulden Meßgeld!“ — Warum ich mich schleunigst davon machte, statt zuzugreifen und auf ein Pferd zu steigen, was ich noch eben so sehnlich gewünscht hatte, kann ich nicht sagen. Ich fühlte mich beglückt und hätte um keinen Preis der Welt für meine That Geld angenommen. Nachdem ich eine kleine Strecke gelaufen war, sah ich mich nach dem Glaser um, er stand noch an dem Karruffel und schaute mir lächelnd nach.



Mannheim.

Als mein Vater im Frühjahr 1834 seine Ernennung zum Physikus des Amtsbezirks Wiesloch erhielt, war die Familie auf sieben Kinder angewachsen. Zuerst waren drei Söhne gekommen, dann drei Töchter, zuletzt noch ein Sohn; unsere Erziehung machte ihm große Sorgen. Um sie zu ermöglichen, entschloß er sich zu einem Opfer, dessen Größe nur richtig ermißt, wer den mühseligen Beruf eines Landarztes kennt: er verzichtete auf die Bequemlichkeiten der eigenen Familie und schickte unsere Mutter mit den Kindern nach Mannheim, wo wir gute Schulen besuchen konnten; er wohnte allein in Wiesloch und behalf sich mit mangelhafter Bedienung. Oft vergingen mehrere Wochen, bis er von seinen Geschäften abkommen konnte, um nach uns zu sehen. Er kam fast ausnahmslos zu Fuße; als ein ausgezeichnete Fußgänger benützte er abkürzende Wege durch die ausgedehnten Waldungen der Rheinebene. Die Ferien verbrachten wir bei ihm in Wiesloch.

Das Bild von Mannheim und seiner Umgebung, wie es mir aus meiner Knabenzeit in der Erinnerung steht, ist von dem heutigen sehr verschieden.

Durch den Frieden von Luneville war Mannheim, bisher die Haupt- und Residenzstadt von Kurpfalz, 1803 an Baden gekommen und aus einer starken Festung eine offene Stadt geworden, doch war sie noch immer nicht über die Grenze ihrer ehemaligen Wälle hinausgewachsen. — Ihr Handel bedeutete wenig, ihre Industrie noch weniger, ihre breiten schnurgeraden Straßen zwischen den ermüdenden Häuser-

quadraten waren nur schwach belebt. Noch immer war Mannheim mehr Residenz- und Garnisonsstadt als Handelsstadt. Das große ehemalige Residenzschloß der Kurfürsten diente der Großherzogin Stephanie von Baden als Witwensitz, und zahlreicher begüterter Adel, hauptsächlich der badischen Pfalz, war in Mannheim ansässig und bildete den Hof der sehr beliebten Fürstin. In fünf Kasernen lag die ansehnliche Garnison der Stadt, Infanterie, Kavallerie — je ein Regiment — und Artillerie. Das Buch eines Revisors am Ministerium in Karlsruhe, namens Heunisch: „Geographisch-statistisch-topographische Beschreibung des Großherzogtums Baden, nach offiziellen Quellen bearbeitet, 1833“, rühmt Mannheim als eine der schönsten Städte am ganzen Rheinstrom. Die große Regelmäßigkeit ihrer baulichen Anlage gefiel dem Revisor, einem Freunde der Symmetrie und Repositorien, außerordentlich, freudig bewegt fügt er hinzu: „In der Mitte der Stadt, ohnweit dem Pfälzerhofe, kann man zu den vier Thoren und Barrieren hinaussehen.“

Das Jahr 1834, in welchem wir nach Mannheim kamen, legte den Grund zu der mächtigen Entwicklung von Handel und Industrie der so glücklich an dem Zusammenfluß von Rhein und Neckar gelegenen Stadt; ein neuer Abschnitt ihrer Geschichte begann. Am 9. Juli fielen die Zollschranken zwischen dem badischen und bayerischen Rheinufer; am 10. September legte Großherzog Leopold den Grundstein zu den Bauten, die allmählich den Mannheimer Hafen zu dem größten Binnenhafen des europäischen Festlandes machten. Die Ein- und Ausfuhr von Gütern — ohne Floßholz — des Mannheimer Hafenverkehrs betrug 1835 nur 26 000 Tonnen, 1895 dagegen 3 280 000. — Die Mühlauinsel, die heute von Hafenanälen durchzogen und mit Bahnschienen, Lagerhäusern und Werkstätten bedeckt ist, war damals noch ein Lustort mit Gärten und Spazierwegen und dem vielbesuchten Mühlauischlößchen, einer guten Gartenwirtschaft, wohin sogar Großherzogin Stephanie Gäste einlud.

Als Festung hatte Mannheim auf dem linken Rheinufer einen Brückenkopf gehabt, die Rheinschanze. Sie war mit allen übrigen Festungswerken geschleift worden, der Ort aber, wo sie gestanden hatte, hieß noch immer die Rheinschanze. Es befanden sich hier keine

andern Gebäude, als ein bayerisches Zollhaus mit seinem Schuppen und eine kleine Strecke weiter unten am Rhein die Hemshöfe, einige Bauernhöfe, wo billiger Wein geschenkt wurde. Eine Schiffbrücke, die beim Eisgang abgeführt werden mußte, führte von der Rheinschanze nach der Stadt herüber. — So sah es Mannheim gegenüber da aus, wo sich heute Ludwigshafen hinreckt, die bevölkerteste Stadt der bayerischen Rheinpfalz, in Handel und Industrie die Rivalin Mannheims.

Die Festungswälle rings um Mannheim waren abgetragen, die Gräben aber noch nicht völlig trocken gelegt und zugeworfen. Das Sumpffieber, das die Festung oft schwer heimgesucht hatte, war nicht gänzlich ausgerottet. — In weitem Bogen zog der alte Wallgraben vom Rhein her ostwärts um die Stadt bis zum Neckar; dicht mit Schilf bewachsen lief er durch das Wiesengelände, das die Gegend des heutigen großen östlichen Villenviertels mit der Ringstraße einnimmt. In dem Rohrdickicht nisteten und lärmten unzählige geschwähige Rohrspazeh, sie reizten unsere Jagdlust, es glückte mitunter, sie mit den Händen zu fangen. Nicht minder lockte es uns, die Uferschwalben zu überlisten, die am hohen Rheingestade gegen Sandhöfen hin ihre langen unterirdischen Gänge gruben.

Angenehme Spielplätze bot der Schloßgarten mit seinen reizenden Wegen, grünen Wiesen, dichten Büschen und hohen Bäumen. Nur die Lieder der gefiederten Sänger unterbrachen die friedliche Stille des Parks. Heute ertönt hier der schrille Pfiff der Lokomotiven und rasseln lange Bahnzüge, beladen mit Gütern und Menschen, über die mächtige Brücke, die jedem Anprall von Flut und Eis widersteht, nach Ludwigshafen.

Die Mannheimer waren noch keineswegs veröhnt mit der neuen Ordnung der Dinge, die ihre Stadt vom ersten Rang der Haupt- und Residenzstadt der Kurpfalz zum Range der zweiten des Großherzogtums Baden herabgesetzt hatte. Sie klagten um die entschwundenen herrlichen Zeiten des prachtliebenden Kurfürsten Karl Theodor. Die Geschichte hat ein strenges Gericht über den üppigen Fürsten gehalten, der mehr als ein halb Jahrhundert, bis 1799, die Pfalz regierte; aber die Mannheimer schwärmten für ihren Karl Theodor, wie die

Franzosen für ihren Sonnenkönig Louis XIV. Der Regentenglanz des Pfälzers verhielt sich freilich zu dem des Franzosenkönigs wie das Schwesinger Lustschlößchen und die Spielereien seines Schwesinger Lustgartens zu dem Brunkpalaste und dem Riesenpark Versailles.

Ein Schimmer jedoch von dem erstorbenen kurpfälzischen Glanze leuchtete noch in die dreißiger Jahre hinein und ist noch heute nicht erloschen. Auf Mannheims „deutscher Nationalbühne“ ist die Sonne unsres größten Dramendichters aufgegangen. Die Mannheimer schwärmten für ihr Theater, wie die Bewohner keiner andern deutschen Stadt. — In meine Schulzeit fiel die erste Aufführung von Meyerbeers „Robert der Teufel.“ Die Oper rief in allen Schichten der Bevölkerung bis zum Gassenkehrer herab eine Aufregung hervor, die bei der ersten Aufführung von Schillers Räubern am 13. Januar 1782 nicht größer gewesen sein konnte. Der Tanz der Nonnen auf den Gräbern, das Gold, das „nur Chimäre“, und nicht zuletzt das blaue Kleid von Frau Pirscher, der ersten Sängerin — „der Pirschern ihr blo Kleid“ — beschäftigten alle Zungen.

Die französischen Kriege und am meisten die Belagerung von 1795 durch die Oesterreicher hatten Mannheim furchtbar heruntergebracht. Seine Einwohnerzahl hatte 1777 die Höhe von 25 300 erreicht gehabt, sie war 1802 auf 13 000 gesunken und betrug 1834 erst 20 000, somit war die Ziffer von 1777 noch nicht wieder erlangt worden. Der gute und bescheidene Heunisch giebt am Schlusse der Beschreibung Mannheims der Hoffnung Ausdruck, die Stadt dürfte „leicht, bei dem Emporkommen des Handels zu einer Größe von 30 000 Einwohnern gelangen.“ Sie zählt 1897, am Schluß des Jahrhunderts, 100 000; ihre Nachbarbüdfer, Neckarau und Käferthal, die 1833 1450 und 1240 Einwohner hatten, haben den Umfang kleiner Städte mit nahezu 8000 und 7000 Seelen erreicht; Ludwigshafen, die ehemalige öde Rheinschanze, zählt 40 000; großartige Fabriken erstrecken sich von Mannheim meilenweit rheinab und rheinauf am Strom. Auf derselben Bodenfläche finden heute siebenmal mehr Menschen ihren Unterhalt, viele Wohlstand und Reichthum.

Zur Charakteristik Mannheims in meiner Schulzeit dient die Thatfache, daß ich am 24. Juni 1834 mit anderen Knaben auf der

Straße vor unserer Wohnung über das Johannisfeuer gehüpft hin. Das heidnische Fest der Sonnenwende durfte noch ungehindert mitten in der Stadt begangen werden. Die Schuljugend zündete Holzscheiter an und setzte über das Feuer. — Schöner hat sich das uralte Fest im badischen Oberland erhalten. Die jungen Burschen zünden bei Einbruch der Dunkelheit auf den Höhen Holzstöße an, machen durchbohrte Holzscheiben glühend und schleudern sie mit Hilfe langer Stäbe als feurige Raketen in weitem Bogen durch die Nacht.

Bei der Einweihung des Hafens zogen wir Lyzeisten in dem langen Festzuge mit den Volksschülern, Bürgern und Beamten an den Rhein, wo Großherzog Leopold den Grundstein legte. Wie bei allen Festlichkeiten durfte hiebei das Bürgermilitär nicht fehlen. Im vollen Waffenschmuck rückten die Tapferen aus und boten den bewundernden Knaben ein schönes Bild der großen Armee des napoleonischen Kaiserreichs, dem Baden einst Heeresfolge geleistet hat.

Die Truppen sammelten sich jeweils zum Ausrücken vor dem Wirtshaus zur Rose auf dem Marktplatz. Den Zug eröffnete eine Kompagnie Grenadiere mit hohen Bärenmützen, die der Mannschaft in ihren blauen Fräcken mit weißen Abzeichen und in weißen Hosen ein martialisches Aussehen verliehen. Ihnen voraus gingen und raffelten gewaltig die Tambours, an ihrer Spitze schritt majestätisch der Tambourmajor, schleuderte seinen langen Stab mit dem goldenen Knopf hoch in die Luft und fing ihn geschickt wieder auf. Auch zwei Sappeurs, mit Bärenmützen, Beil und Schurzfell und erstaunlich langen Bärten, imponierten uns gewaltig. Hinter der Infanterie kam eine Reiterschwadron, den Zug beschloß eine Batterie mit drei Kanonen, die Großherzog Leopold der Stadt geschenkt hatte.

Dem Maifest auf der Ruhweide vor dem Heidelberger Thor am ersten Sonntag des Mai verlieh das Bürgermilitär seinen größten Schmuck. Es bezog Zelte, manövrierte und poculierte. Einmal, ich war bei dem Ereignis zugegen, stieg im Westen ein Gewitter drohend am Himmel auf. Die Kanoniere hielten Kriegsrat. Sie verließen Zelt und Becher, bespannten ihre Geschütze, fuhren aufs freie Wiesenland und richteten ihre Kanonen gegen das Gewitter. Nach etlichen Schüssen klärte sich der Himmel lachend auf. Triumphierend kehrten die Krieger ins Lager zurück.

Das Mannheimer Lyceum.

Man unterschied im Großherzogtum Baden bis in die fünfziger Jahre Gymnasium und Lyceum; der Studiengang der fünf unteren Klassen war in beiden der gleiche, dem Gymnasium aber fehlte die sechste Klasse des Lyceums mit den neu hinzutretenden Lehrfächern der Philosophie und Physik. Man zählte die Klassen nicht von oben nach unten wie heute, sondern aufsteigend von der Prima zur Sexta, wie es in Bayern noch jetzt geschieht.

Ich wurde in Mannheim für die Tertia reif befunden, hatte aber einige Schwierigkeit mitzukommen, namentlich in der Mathematik, weil meine Aufnahme in die Mitte des Schuljahrs fiel. Mit Hilfe eines gefälligen Mitschülers holte ich das Versäumte leidlich nach und wurde im Herbst in die Quarta befördert.

Die Seele des Mannheimer Lyceums war der alternierende Direktor der Anstalt und Hauptlehrer der Sexta, Professor Müßlin. Er war ein Schüler des großen Philologen Friedrich August Wolf und gehörte dem Lyceum seit 1807 an. Der ebenso geistvolle, als liebenswürdige und formgewandte Mann stand bei seinen Kollegen, bei den Schülern und in ganz Mannheim in großer Achtung. Seine Sextaner entflamnte er für die Ideale der alten klassischen Welt, zumal der griechischen, und ich bedauere noch heute, den Unterricht des ausgezeichneten Lehrers nicht genießen zu haben, weil ich Mannheim schon in der Quinta verlassen mußte.

Neben ihm war der bedeutendste Lehrer der Professor der Mathematik und Physik an den vier oberen Klassen, Wilhelm Eisentrohr.

Er schrieb ein vorzügliches Lehrbuch der Physik, das elf Auflagen erlebte und vierzig Jahre lang, von 1836—1876, in allgemeinem Gebrauche war. Er war ein heiterer, in der Schule niemals verdrossener, sehr beliebter Mann. Einen besonderen Stolz setzte Eisenlohr darein, auch wenig beanlagten Schülern mathematische Kenntnisse beizubringen; er behauptete, wie ich ihn sagen hörte, wenn die Schüler nicht rechnen lernten, so läge die Schuld an den Lehrern. — Die Regierung versetzte ihn 1840 als Professor der Physik an das Polytechnikum in Karlsruhe, wo er 1873 starb. — In Mannheim hat Eisenlohr die erste badische Gewerbeschule gegründet.

In der Tertia, wo ich Aufnahme fand, war Professor Johann Peter Behaghel Hauptlehrer, der nachmalige, ganz im Sinne seines Vorgängers Kießlin wirkende Direktor des Lyceums. Er war eben als Lehrer in Mannheim eingetreten und wußte sich rasch bei den Knaben Ansehen zu verschaffen.

In Quarta erteilte den Unterricht in den klassischen Sprachen, auch in Geographie und badischer Geschichte, Professor Rappenecker, ein Schwarzwälder und katholischer Priester. Wie es mitunter geschieht, behielt ich von seinen Lehren das Unnützigste am besten. Gelegentlich der geographischen Besprechung der westindischen Inseln erfahren wir, daß der Regerkönig Christof von Haiti am liebsten seinen Rheinwein getrunken habe, und aus der badischen Geschichte blieb mir die Ableitung der römischen Benennung des Schwarzwalds, Abnoba, aus dem alemannischen Deutsch. In dem wohlerhaltenen Römerbade zu Badenweiler steht noch heute ein Altar, geweiht der Diana Abnoba. Ueber diesen wunderlichen Namen braucht man sich den Kopf nicht zu zerbrechen. Wenn der Schwarzwälder von Herrischried oder Todtmoos an den Rhein herabstieg nach Augusta Rauracorum und der Legionär ihn zur Rede stellte: „Woher des Wegs, Freund?“ so wurde ihm die Antwort: „Von oben abe!“ Daraus machten die Römer durch Silbenumstellung Abnoba.

Während ich in Quarta war, ließ mir mein Vater durch einen Schulmeister Unterricht im Schönschreiben erteilen, woran er sehr wohl that. Eine alte Klage lautet: Docti male pingunt, zu deutsch: Gelehrte haben eine schlechte Handschrift. Auf den Mittelschulen ge-

schieht zu wenig für Schönschreiben. Schon aus Höflichkeitsgründen sollte man die Jugend wenigstens leserlich schreiben lehren, denn es ist unhöflich, dem Leser zuzumuten, seine kostbare Zeit mit der Entzifferung abscheulicher Hieroglyphen zu verderben. — Im ersten Jahre meines Aufenthalts in Mannheim benützten wir noch Federkiele, und die erste Schönschreibstunde verwendete der Schulmeister zum Unterrichten im Schneiden, Spalten und Spitzen der Kiele. Bald nachher kamen die Stahlfedern in Gebrauch; sie waren anfangs steif und zerkrakten das Papier, glitten aber bald leicht und biegsam darüber hinweg.

In der Tertia, weniger schon in der Quarta, ging es bei den Lehrern, die es nicht verstanden, den Jungen Respekt einzulösen, oft noch kindisch mutwillig zu, am schlimmsten bei dem französischen Sprachlehrer. Ein Franzose von Geburt, bereits in den Fünfzigen, erfreute sich der gutmütige Monsieur D. eines runden Bäuchleins. Er war unfähig, die Knaben zu bemeistern, schon der französische Accent, womit er das Deutsche aussprach, machte ihn der Klasse zur komischen Person. Wenn die Wogen in der Tertia hoch gingen, glich er ganz und gar dem Greise in dem bekannten Studentenliede:

„Auf dem Dache sitzt ein Greis,
Der sich nicht zu helfen weiß.“

In seinen Lehrstunden wurde weniger Französisch als Unfug getrieben. — Um die Schüler in der Aussprache zu üben, mußten sie — es waren ihrer mindestens dreißig — den Text aus dem französischen Lesebuch zusammen laut syllabierend ablesen. Kam das Wörtchen avec, so machten sie sich immer den gleichen Spaß. Das Wort erinnerte sie an den „Sewek“ der Odenwälder Bauern, auch Rebelspalter genannt, den dreispitzigen Hut, den noch viele Odenwälder trugen, wenn sie in die Stadt kamen. Warum die Knaben diesen Dreispiz Sewek nannten, weiß ich nicht; sobald sich ein Bauer in Mannheim damit blicken ließ, liefen ihm die Knaben auf der Straße nach und jubelten: „Sewek, Sewek!“ Und wenn in der Stunde A — vec syllabiert wurde, folgte regelmäßig hintennach Se — wek. Mochte sich Monsieur

D. ereifern, so viel er wollte, Avec und Sewef waren unzertrennliche Geschwister.

Bei einer solchen Leseübung ging es eines Tags dermaßen ausgelassen zu, daß Monsieur D. außer sich geriet und den Direktor holte. Nüsslin brachte den Schuldiener mit, der eine Rute trug. Mr. D. bezeichnete vier Bürschlein als die ärgsten Missethäter. Nüsslin hieß sie aus der Bank treten, sich in einer Reihe aufstellen und die Hände vorstrecken. Dann bestrich der Diener Hand für Hand mit kräftigem Siebe. Wir andern mußten stehend als Zuschauer uns ein abschreckendes Beispiel an der Züchtigung nehmen. Wir fühlten kein Mitleid, nur Neugierde, wie die vier sich halten würden. Sie hatten, während der Sprachlehrer zu Nüsslin gelaufen war, in sicherer Erwartung der Rutenstreiche sich vermessen, sie lautlos zu ertragen. In der That zuckten sie wohl und wurden blaß, schrien aber nicht; wie junge Spartaner gingen die Bürschlein in die Bänke zurück. — Ob das Mittel lange gefruchtet hat, kann ich nicht sagen.

Viele Schüler besuchten das Lyceum nur deshalb, weil es noch an höheren Realschulen fehlte, und verließen es schon in Tertia und Quarta.

In der Tertia erhob sich in der Pause vor der letzten Stunde des Sommerhalbjahrs 1834 ein schon älterer, 15-jähriger Schüler von kräftigem Gesichtsausdruck und nahm von uns Abschied mit den Worten: „Lebt wohl und bleibt bei eurem dummen Latein! Ich weiß Besseres und werde Schlosser!“ Er strahlte von Zuversicht. Der junge Mensch hieß Karl Mey, ging wirklich zunächst in eine Mannheimer Schlosserwerkstätte und später nach Mülhausen im Elsaß, wo er ein geschickter Mechaniker wurde. Dann ließ er sich in Heidelberg nieder, gründete eine berühmte Fabrik für Feuersprigen und organisierte das freiwillige deutsche Feuerwehrewesen. — Am Ausgang des Fahrwegs zum Schlosse steht ein Denkmal zu seinem Andenken, das ihm die deutschen Feuerwehren errichteten. Die Fremden, die vorbeigehen, halten den ausdrucksvollen Kopf der bronzenen Büste für den Kopf Bismarcks. — Ein anderer solcher Mitschüler, der erst später austrat, galt für ganz talentlos; mitleidig wurde ihm prophezeit, aus ihm könne nichts werden. Er hat es in Mannheim vom unbemittelten Manne zum Großindustri-

ellen und vielfachen Millionär gebracht. — Wie manches arme Kerlchen, das es in der Werkstätte oder im Comptoir weiter brächte, wird unbarmherzig gezwungen, sich an Homer und Cicero abzuquälen.

Lehrer der beschreibenden Naturwissenschaften war Professor Kilian, ursprünglich Theolog und Philolog. Er hatte sich die Naturgeschichte leidlich einstudiert, war Custos des Mannheimer Naturalien-Kabinetts und unterstützte die Schüler, die sich mit Sammeln von Naturalien befaßten, nach besten Kräften, machte auch Ausflüge mit uns. Ich besuchte mit ihm den Donnersberg, die Bergstraße bei Schriesheim und die Kalkhügel bei Wiesloch.

Als Quartaner schloß ich Freundschaft mit drei Quintanern, die eifrigst botanisirten: Dettmar Alt, Franz Goerig und Friß Sauerbeck. Sie begnügten sich nicht mit Ausflügen in die Pfalz links und rechts vom Rhein, sie dehnten zuletzt ihre Fahrten ins Elsaß und den Schwarzwald aus und knüpften Verbindungen an mit den ersten Botanikern des Oberrheins.

Von diesen drei Jünglingen wurde Alt, nachdem er lange Assistent bei Chelius gewesen, ein sehr beschäftigter Arzt in Mannheim, wo er leider in den besten Mannesjahren starb. — Auch Goerig studierte Medizin, praktizierte lange in Schriesheim an der Bergstraße und beschloß als Siebziger sein Leben in Mannheim. — Merkwürdigerweise blieb Sauerbeck allein zeitlebens der Botanik treu, obwohl er Jurist wurde. Er bereicherte die Algenkunde und vollendete nach dem Tode von August Jaeger in Freiburg dessen großes Werk: „*Adumbratio Florae muscorum totius orbis terrarum*, St. Gallis, 1870—79.“ Der gutherzige, von seinen juristischen Kollegen hochgeschätzte und von seinen Freunden warm geliebte Sauerbeck starb als Oberlandesgerichtsrat 1882.

Ein Gönner der drei jungen Botaniker war der joviale Gartendirektor Zehner in Schwetzingen. Er besaß ein großes Herbarium, namentlich reich an Pflanzen vom Cap der guten Hoffnung, wo sein Bruder dem botanischen Garten in der Capstadt vorstand, und beschenkte die fleißigen Sammler daraus freigebig. Zweifellos war er auch der neckische Urheber einer botanischen Ueberraschung, die ihnen eines Tags zu teil wurde, als sie die feuchten Niederungen bei Ketsch

am Rhein — bekannt durch Scheffels Enderle von Ketsch — spähend durchstreifen. Sie entdeckten hier ein bisher in der deutschen Flora unbekanntes lilienartiges Gewächse, das sie gewaltig aufregte. Ein alter Botaniker, Suckow, der eine Mannheimer Flora herausgegeben hatte, wurde um nähere Bestimmung der Pflanze angegangen. Er fand, daß sie ein Kind der Bermuda-Inseln war, *Sisyrinchium bermudanum*, eine niedliche Schwertlilie. — Wie kam sie nach Ketsch? Zweifelsohne aus dem Schweizinger Schloßgarten durch Beyher; er wußte, daß seine jungen Freunde dieser Gegend schon längst einen Versuch zgedacht hatten.

Ein eifriger Botaniker am Lyceum war auch Professor Doell, der Hauptlehrer der Sekunda, mit dem ich mehrere Ausflüge machte. Er hat später (1843) eine rheinische Flora herausgegeben, noch später (1857—62) eine badische in drei Bänden, und ist als Oberschulrat und Oberbibliothekar der großherzoglichen Bibliothek in Karlsruhe 1885 gestorben.

Im Herbst 1835 kam ich in die Quinta. Hauptlehrer dieser Klasse war Prof. Graeff, der mit Müßlin als zweiter alternierender Direktor jährlich abwechselnd die Geschäfte der Anstalt besorgte. Obwohl ein guter Lehrer war er launenhaft und deshalb wenig beliebt, doch wußte er sein Ansehen bei den Schülern zu wahren. Er hatte die für einen Lehrer bedenkliche Gewohnheit, seinen Sätzen das Umstandswort wieder, auch wiederum und dawiederum, als Flickwort einzuschalten. Die Quintaner behaupteten, er habe eines Morgens der Klasse mitgeteilt, ihr Mitschüler Maier sei in der Nacht dawiederum gestorben.

Der talentvollste und fleißigste Schüler der Quinta ist später von allen der berühmteste Mann geworden, der nachmalige badische Staatsminister Julius Jolly. Er war der Sohn des Bürgermeisters von Mannheim, Ludwig Jolly, und der jüngere Bruder des in München verstorbenen Professors der Physik, Philipp Jolly. Obwohl der jüngste in der Klasse, war er stets der erste, einen Tag wie den andern in allen Fächern gleich sorgfältig vorbereitet, dabei auffallend selbständig im Urteil. Eines Tags rühmte ich ihm die verhängnisvolle Gabel des Dichters Platen, dessen prosodische Kunstfertigkeit mir imponiert

hatte, er aber erklärte kühl und bestimmt die damals so viel bewunderte Komödie für prosodische Künstelei ohne Poesie und Humor.

Jolly war ungewöhnlich nüchtern und ernst für sein Alter, obwohl ihm der Sinn für Humor nicht abging. Eine lustige kleine Geschichte, die mit unserer Schulzeit zusammenhing, erzählte er mir in den siebziger Jahren, als ich ihn eines Tags amtlich in Angelegenheiten der Freiburger medizinischen Fakultät in Karlsruhe aufsuchte; er war damals Staatsminister und Excellenz. — „Du wirst dich,“ begann er lächelnd, „an unsern Schulkameraden B. aus W. erinnern. Er ist Theologe geworden und jetzt Landpfarrer im Unterland. Ich habe ihn seit den Univerfitätsjahren nicht mehr gesehen, bis er gestern in Sachen seiner Gemeinde bei mir war. Er kam in mein Bureau, verbeugte sich beinahe bis auf den Boden und begann: „Excellenz geruhten . . .“ Ich unterbrach ihn mit den Worten: „Lieber B., laß' die Excellenz, wir sind alte Schulkameraden, teile mir dein Anliegen ohne weitere Umstände mit!“ — Er verbeugte sich noch tiefer und fing wieder an: „Excellenz haben geruht . . .“ — Da mußte ich lachen und sagte: „Nun gut, wie du willst, nenne mich Excellenz und Sie, ich bleibe bei dem alten Du.“



Heidelberg.

Weil Heidelberg Wiesloch näher lag als Mannheim, ließ mein Vater die Familie an Ostern 1838 dorthin übersiedeln, ungern vertauschte ich das liebgewordene Mannheimer Lyceum mit dem Heidelberger.

Der Frühling begann gerade die Landschaft mit Blüten zu schmücken. Von den Hügeln jenseits des Neckars leuchteten aus den Rebärten die weißen großen Blumensterne der Mandelbäume herab ins Thal, und die Blütenknospen der Aprikosen-, Pfirsich- und Kirschbäume waren am Aufbrechen. Damals zierten mehr Mandelbäume als heute die Gärten, viele mußten im Laufe der Jahre andern, einträglicheren Arten von Obstbäumen weichen. Schade darum, denn zeitiger als diese, öffnen die Mandelbäume die Blumentelche, und wo ihre Blüten die Hügel zieren, breitet der Lenz seinen Zauber früher über das Land.

Die Vegetation bestimmt größtenteils den landschaftlichen Charakter einer Gegend. Neben der frühen und üppigen Obstblüte sind es die Kastanienwälder der Höhen um Heidelberg, die der Landschaft ihren südlichen Charakter verleihen. Auf den trocknen Abhängen der roten Sandsteinhügel gedeiht der zahme Kastanienbaum des Südens besser als die heimische Buche und Eiche. Zwar seine Frucht, die Keste, wie sie der Pfälzer nennt, ist kleiner, als die Marone, die der Sommer Italiens zeitigt, aber schmackhaft ist auch sie, und der Baum wird groß, stark und schön. Reizend ist die wechselnde Färbung des Kastanienwalds im Laufe der Jahreszeiten. Im Frühjahr prangt die Bergwand in frischem Grün, im Juni

mischt es sich mit dem blassen Gelb der Kastanienblüte, auf der grünen Wand treten die gelben Kuppen der Baumkronen in schärferen Umrissen hervor. Nach der Blüte kehrt ein satteres Grün zurück, bis der Herbst das Laub mehr und mehr in ein bräunliches Gelb und Rot taucht.

Mein erster Spaziergang galt der Schloßruine und dem Schloßgarten, einem Park von mäßigem Umfang; aber kein Park der Welt gewährt auf so beschränktem Raum eine gleiche Fülle der mannigfaltigsten, herrlichsten Bilder.

Von da stieg ich auf die Höhe, die das alte Schloß hieß, weil hier oben die letzten Mauertrümmer der ältesten Bergfestung Heidelbergs standen; sie haben in den fünfziger Jahren einer Wirtschaft, wo Molken geschenkt wurden, Platz gemacht und seitdem wird der Ort die Molkenkur genannt. Er bietet eine Aussicht auf die Schloßruine unter ihm, auf die Stadt, auf die Mündung des Neckarhals, und ein prächtiges Panorama des Rheinthal. Durch die fruchtbare Ebene windet sich anmutig in silbernen Schlangenlinien der Neckar dem Rhein entgegen, der aus der Mitte des Thals in leuchtenden Streifen aufblickt. Der Blick reicht südwärts hinauf zu den Bergen des Schwarzwalds und über den Rheinstrom westwärts zu der rebengesegneten Hügelkette des Haardtgebirgs und dem Donnersberg, der sie mit ernstem Haupte geheimnisvoll überragt. — Am lohnendsten ist die Aussicht, wenn der glühende Sonnenball hinter den Bergen versinkt.

Oft ist nur ein Schritt vom Erhabnen zum Lächerlichen. — Auf der Molkenkur genoß ich an einem schönen Sommerabend das Schauspiel des Sonnenuntergangs. Viele Gäste waren heraufgestiegen und richteten den Blick zur scheidenden Königin des Tags mit tiefer Andacht. Da ließ plötzlich eine Dame ihre Stimme hell erschallen: „O! wie schön ist es doch hier oben, auch wenn man eben aus Paris zurückgekehrt ist!“

Ein zweiter Spaziergang führte mich über den Neckar auf den Philosophenweg, von dessen Höhe die Lage Heidelbergs am schönsten hervortritt. Hier mag die berühmte Ode an Heidelberg in Hölderlins Seele aufgegangen sein. Wie ein Sohn begrüßt er innig und warm die geliebte Stadt:

„Lange lieb' ich dich schon, möchte dich mir zur Lust
Mutter nennen und dir schenken ein kunstlos Lied,
Du, der Vaterlandsstädte
Ländlich schönste, so viel ich sah.“

Zu des begeisterten Dichters Füßen glänzt der Neckar, an der Stadt vorbei zieht der Fluß hinaus in die reizende Ebene, um hier liebend unterzugehen; in den Wellen beben die Bilder seiner Gestade und über ihn schwingt sich leicht und stark die Brücke, wie der Vogel des Waldes über die Gipfel fliegt. Von den Hügeln rauschen die Wälder herab auf die gigantische, schicksalskundige, von den Stürmen niedergerissene Burg, die Sonne gießt verjüngendes Licht auf das alternde, ephemerumgrüne Riesensbild.

„Sträucher blühen herab, bis wo im heitern Thal
An den Hügel gelehnt oder dem Ufer hold
Deine fröhlichen Gassen
Unter duftenden Gärten ruhn.“

Klassische Verse und ein wunderbares Gemälde der idealen Landschaft, aber kein kunstloses Lied, wie es das Volk zum Gesang hinreißt und wie fröhliche Gesellen es hinausschmettern im grünen Wald, auf schaukelndem Rahn, oder beim perlenden Wein. Der Meister, der diese Weise fand, mußte erst noch kommen. Als wir Gymnasiasten die Ode Hölderlins rezitierten, saß auch er noch auf der Schulbank und schmiedete in Karlsruhe deutsche Verse nach griechischem Takt. Bald aber lehrten ihn Fink und Lerche in Wald und Flur aus freier Kehle frisch und fröhlich singen. Der Frühling kam und sein Lied, ein Brautlied, zart und jubilierend, wie es nur der gottbegnadete Sänger singt, pries Alttheidelberg, die Feine und Ehrenwerte:

„Und kommt aus lindem Süden
Der Frühling übers Land,
So webt er dir aus Blüten
Ein schimmernd Brautgewand.“

Auch mir stehst du geschrieben
Ins Herz gleich einer Braut,
Es klingt wie junges Lieben
Dein Name mir so traut.“

Und ins Herz blieb ihm die Schöne geschrieben bis zum letzten Hauche seines Lebens. Ein gebrochener Mann, todmüde, verlangte es ihn nach der Geliebten. In ihrem Anblick seine Qualen vergessend, rüstete er sich zur letzten Wanderung in das unbekannte Land, von wo niemand wiederkehrt.*)

In den dreißiger Jahren trug die Stadt noch immer ein ländlich schönes Gewand, wie es Hölberlin entzückt hatte, und noch immer lagen ihre fröhlichen Gassen, namentlich die der westlichen, „Vorstadt“ genannten Hälfte, inmitten duftender Gärten. So lange Heidelberg befestigt gewesen war, hatte ein Wall mit Graben die östliche Altstadt von der westlichen Vorstadt geschieden; der Graben lief in der Richtung der heutigen Grabengasse vom Klingenthor zum Neckar herab; was heute von den vielen Ziergärten der Vorstadt übrig ist, giebt keinen Begriff mehr von deren früherer Ausdehnung; sie mußten im Laufe der Zeit Straßen und Gebäuden weichen, wo Gärten blühten, stehen heute Bohnenhäuser, Werkstätten, Fabriken, Schulen und Universitäts-Anstalten.

Freilich nicht überall in der Vorstadt roch es nach Rosen und Veilchen, in dem westlichen Teile wehten die kräftigeren Düfte der Landwirtschaft und hausten Bauern, vielleicht die Nachkommen der Bewohner des Dorfes Bergheim, die Kurfürst Ruprecht II. gezwungen hatte, 1392 nach Heidelberg überzusiedeln. Eine alte Dame, die in der Vorstadt geboren und aufgewachsen war, wir nannten sie die Frau Doktorin, ich werde später genauer auf sie zurückkommen, erzählte uns Jünglingen gerne von den idyllischen Zeiten, die sie noch zu Beginn des Jahrhunderts in der geliebten Vaterstadt erlebt hatte. In aller Frühe lief der Hirt mit Stab und Horn durch die Gassen der Vorstadt, tutete das Vieh aus den Ställen auf die Weide und trieb es abends wieder heim. Mit Vergnügen lauschte ich ihren Schilderungen und längst vergangenen Geschichten. Von diesen gefiel mir am besten die von dem höflichen Nachtwächter Eiselein. Er hielt

*) Heidelberg gegenüber, in dem Hause Nr. 2 an der Neuenheimer Landstraße, damals Neckarhotel, wohnte Schöffel in dem Erdgeschoß linker Hand vom Oktober 1885 bis zum 2. April 1886. An diesem Tage kehrte er nach Karlsruhe zurück und verließ eine Woche später, am 9. April, in dem Hause, wo seine Wiege gestanden hatte.

gute Freundschaft mit den Studenten, damals in Stadt und Umgegend Juristen geheißten; sie ihrerseits bethätigten ihre Wertschätzung des biederen Mannes mit Vorliebe um Mitternacht, wenn er in Hut und Mantel mit Spieß und Horn seines Amtes waltete, die zwölfte Stunde abblies und die schlummernde Bürgerschaft singend mit dem Sprüchlein mahnte: „Lobet den Herrn und laßt euch sagen, die Glocke hat zwölf geschlagen, bewahrt das Feuer und das Licht, damit niemand kein Schaden geschieht!“ Dann kamen sie an jeder Ecke herbeigelaufen, bald einzeln, bald truppweise, und grüßten ihn freundlich: „Guten Abend, guten Abend, Herr Eiselein, auch wieder fleißig beim Tuten!“ Der höfliche Mann nahm bedächtig das Horn aus dem Mund und erwiderte den Gruß mit geziemendem Danke: „Man thut seine Schuldigkeit, meine Herrn, wie es die hohe Obrigkeit gebietet.“ Sie lobten seinen treuen Sinn, seinen schönen Gesang, schüttelten ihm die Hand und gingen weiter; aber es kamen immer wieder neue, wenn er gerade das Horn ansetzte, und grüßten ihn, worauf er doch danken mußte, bis er zuletzt die jungen Freunde höflichst ermahnte, ihres Weges zu gehen und sich lieber zu Hause aufs Ohr zu legen. Wenn endlich die letzten lachend weiter gezogen waren, so schüttelte er das graue Haupt und seufzte: „Juristen, böse Christen!“

Nur langsam erholte sich die vielgeprüfte Stadt von den furchtbaren Drangsalen und Verwüstungen, die sie im 17. und 18. Jahrhundert erduldet hatte. Noch in den dreißiger Jahren unseres Jahrhunderts war sie kaum über die Grenzen ihres ehemaligen Festungsgebiets aus dem engen Neckarthal in die Rheinebene hinausgewachsen. Jenseits der Sophienstraße standen nur wenige Gebäude. Vor dem Mannheimer Thor nahm die Stelle des heutigen schönen Bismarckgartens der stille Neckarhafen ein, ein Hafen ohne Schiffe. Ihm gegenüber südwärts lag der botanische Garten zwischen Sophien- und Rohrbacher-Straße bis zur Leopoldsstraße, die den landwirtschaftlichen Garten — er ist heute zu dem schattigen Neptungarten umgewandelt — von dem botanischen schied. In beiden Gärten befanden sich Teiche für Wasserpflanzen zu Lehrzwecken, vermutlich die letzten Reste versumpfter Festungsgräben, woraus an dieser Stelle mein Vater noch 1818 die Leiche eines verunglückten Juden herausholen sah.

Nur eine Brücke, die alte auf den steinernen Bögen, die von der Altstadt über den Fluß führt, mit den Standbildern Karl Theodors, „palatinorum patris“, *) und der etwas leichtgemuten Pallas Athene mit Speer und Medusenschild, verband die beiden Ufer. Die neue Brücke auf eisernen Pfeilern, die heute im Westen Heidelberg mit Neuenheim verbindet, wurde erst 1877 dem Verkehr übergeben. Wollten wir an dieser Stelle über den Neckar, so mußten wir Rähne benützen; die Reisenden, die von Frankfurt herfuhrten, mußten, am Neckar angelangt, ostwärts umbiegen und zur alten Brücke hinauffahren, um in die Stadt zu gelangen. Neuenheim war noch 1835 ein kleines Dorf mit 750 Einwohnern und ist erst 1891 ein Teil der Stadt geworden, die in meiner Schulzeit nur 13400 Einwohner hatte, die Studenten und die Bewohner des Dorortes Schlierbach und des Koflhofs mitgerechnet; heute (1895) hat Heidelberg mit Neuenheim 35190 Einwohner.

Der Schloßgarten hatte bereits seine jetzige Gestalt als Park. Zu Beginn des Jahrhunderts war er eine Wildnis, und die Schloßruine schien der gänzlichen Zerstörung, teils durch Naturgewalt, teils durch Menschenhand, verfallen. Wer in der Stadt Steine brauchte zum Bauen, brach sie aus den Mauern des Schlosses. Das „Wunder der Welt“, der hortus palatinus des Kurfürsten Friedrich V., des Winterkönigs, lag mit seinen Pomeranzen- und Lorbeerbäumen, Springbrunnen und Marmorbildern begraben in Schutt und Gestrüppe, an gerodeten Stellen pflanzte ein Pächter Cichorie! Da sicherte, nach dem Uebergang der rechtsrheinischen Pfalz an das Haus Baden 1803, der neue Herrscher Karl Friedrich das Schloß vor weiterer Verwüstung und ließ die Anlagen, wie sie heute kaum verändert bestehen, als Lustgarten und zu forstbotanischen Zwecken herstellen. Viele der Bäume und Sträucher des Gartens sind mir vertraute Jugendfreunde, Fink und Drossel singen auf ihren Zweigen die alten Lieder, nur das Lied der Königin des Gesanges, der Nachtigall, dem wir so oft in den linden Nächten lauschten, vermissen ich. Sie nistete noch in den fünfziger Jahren in dem reizenden Thälchen

*) Des Vaters der Pfälzer.

zu Füßen des gesprengten Turmes, wir nannten es das Matthijsons Thälchen, dem elegischen, damals sehr gefeierten Dichter zu Ehren. Die Sängerin ist entflohen, verschucht von dem jährlich wachsenden Lärm der Fremdenschwärme; sie nahm ihre Zuflucht zu der friedlichsten Stätte in Heidelberg's Umgebung, dem städtischen Friedhof an der Rohrbacher Straße, dem wenige in Deutschland an Schönheit gleichkommen.

Wie der Schloßgarten, ist auch die schönste Straße der Stadt, die Leopoldsstraße mit Allee und Anlagen, eine Schöpfung der ersten Jahrzehnte dieses Jahrhunderts. Sie war 1830 fertig geworden, mit ihr die Sophienstraße, die an der Stelle der ehemaligen westlichen Umwallung zum Neckar und der neuen Brücke führt. Bis dahin war die Leopoldsstraße nur ein Fußpfad gewesen, den man am Ende des vorigen Jahrhunderts nach der Abtragung der Festungswerke angelegt hatte. Es geschah zur Zeit der französischen Revolutionskriege, und der Spazierweg erhielt den Namen „der Pariser,“ weil auf ihm nach seiner Herstellung sofort die Franzosen, die alten schlimmen Bekannten, eingezogen waren, um ihren gewohnten Besuch abzustatten.

Nachdem der Weg zur Fahrstraße geworden war, hieß er noch immer „Pariser“, auch „Anlage“, sein amtlicher Name Leopoldsstraße, zu Ehren des Großherzogs Leopold, kam nur allmählich in Gebrauch.

Als ich das Lyceum besuchte, standen erst wenige von den heutigen Bauten an der Leopoldsstraße, es waren nur Gärten und Anlagen da und die beiden alten Friedhöfe, der heutige an der Rohrbacher Straße wurde erst 1844 eingeweiht. Einer der alten Friedhöfe umgab die damals noch ganz schmucklose St. Peterskirche mit ihrem unfertigen Turm, der andere lag in dem Winkel zwischen Leopolds- und Sophienstraße bei der St. Anna-Kapelle. Auf diesem wohnte ich noch Beerdigungen bei.

Die Leopoldsstraße war ihrer schattigen Allee und der hübschen Ausblicke nach dem Schloß und den Bergen wegen, auch um ihrer geschützten Lage und friedlichen Stille willen, ein beliebter Spazierweg, namentlich für ältere Gelehrte, denen der Weg auf das Schloß zu steil war. Die bequem ansteigende Fahrstraße, die Stiftung eines Heidelberger Arztes, des Dr. Kleinschmidt, führt erst seit 1875 hinauf.

Man war sicher, auf dem Pariser zu bestimmten Stunden gewissen Berühmtheiten der Universität zu begegnen. Ich sehe noch heute den alten Kirchenrat Paulus seine großen Augen, wie glühende Kohlen, auf die Begegnenden richten, den knorrigen Historiker Schlosser seinen Kopf mit dem einen durchdringenden Auge wie ein Vogel seitlich drehen, um zu grüßen, die vornehme Erscheinung des Bandektisten Thibaut an mir vorübergehen, auch den frommen Theologen Rothe und den berühmten Staatsrechtslehrer Zachariae, der stets einsam, steif und gerade in schäbigem Gewand daherschritt. Uns Studenten fiel am meisten sein abgegriffener hoher Filzhut auf, wir erzählten einander, er habe ihn testamentarisch der Bibliothek als eine der größten Sehenswürdigkeiten für künftige Zeiten zugewiesen.

Es sind nun mehr als 50 Jahre verflossen. Die Universität hat ihr 500jähriges Jubiläum gefeiert, auch ich habe, als ihr dankbarer Schüler, ehemaliger Lehrer und als Abgeordneter der Straßburger Kaiser-Wilhelms-Universität vom 2. bis 7. August 1886 daran teilgenommen. Alttheidelberg hat das Gewand der ländlichen Schönen das einst Hölderlin und uns in der Jugend so wohl gefiel, abgelegt, und mit der anspruchsvolleren Tracht der modernen Touristen- und Industriestadt vertauscht. Seit der Dampf Herrscher der Welt geworden, mußte die Stadt sich an den Lärm und Ruß der Bahnzüge, der rasselnden Omnibusse, rauchenden Schöte und Fabrikessen gewöhnen. Spekulation und Industrie ließ sie frei gewähren und vergaß, daß die beiden kein ästhetisches Gewissen drückt. Es konnte nicht ausbleiben, daß dem wertvollsten Besitze der Stadt, ihren landschaftlichen Reizen, da und dort empfindlicher Abbruch geschah. So zu Häupten des Schlosses, wo eine Fremdenherberge von ausgesuchter Häßlichkeit auf die edlen Trümmer der Paläste eines kunstfönnigen Fürstengeschlechtes herabschaut. Ja man hat es sogar zugelassen, daß die wunderbare und schöne Aussicht, die das Schloß von der Gartenterasse darbot, viele Jahre lang durch einen Schleier grauer Staubwolken verdeckt wurde, die von den turmhohen Kaminen eines riesigen Cementwerks über den westlichen Teil der Stadt und deren Umgebung ausgeschüttet wurden. Wie beklagte ich den armen SchefTel! Man hat sein bronzenes, vorzüglich gelungenes Standbild am 11. Juli 1891

auf der Terrasse aufgestellt. Vom hohen Granitsockel herab richtet er den Blick nach den sonnigen Hügeln der Gaardt. Vier Jahre lang spähte der Arme vergebens und sah nur Ruß und Rauch. Da erbarmten sich die Elemente des Dichters. Feuer verzehrte das Werk der pietätlosen Spekulation in einer Nacht, am 4. Februar 1895, und heute lacht ihm die gesegnete Pfalz wieder in alter Schönheit entgegen.



Das Heidelberger Lyceum.

Bei dem Tausch des Mannheimer Lyceums mit dem Heidelberger bin ich nicht gut gefahren, aus einer Schule mit idealem Streben kam ich in eine mit handwerksmäßigem Betriebe. Lehrer ersten Rangs, wie Nüßlin und Eisenlohr, hatte Heidelberg nicht. Leider mußte ich hier noch ein halbes Jahr in Quinta und zwei Jahre in Sexta zubringen, ehe ich zur Universität abgehen konnte.

In Quinta herrschte ein böser Geist. Obwohl die Schüler im Alter von 16—18 Jahren standen, gefielen sich die meisten noch in Knabenstreicheln, wie sie in Mannheim kaum in Quarta vorkamen. Am schlimmsten trieben es die ältesten; es waren rohe Burschen darunter, die man schon aus den unteren Klassen hätte entfernen sollen. Vergeblich regnete es Mahnungen, Verweise und tagelange Karzerstrafen. — Mit den Schulstrafen geht es, wie mit manchen Arzneien, ihr allzu häufiger Gebrauch stumpft dagegen ab.

Hauptlehrer der Quinta und alternierender zweiter Direktor des Lyceums war ein alter pedantischer Herr in weißer Halsbinde, über das unbewegliche Gesicht mit immer gleicher, würdiger Miene kam nie ein flüchtiger Strahl heiteren Lächelns. Und doch war auch dieses ausgetrocknete Männchen einmal jung gewesen, hatte Romane geschrieben, sogar erlebt, freilich war es schon lange her. Wie die meisten unserer älteren Professoren hatte er Theologie und Philologie studiert; er lehrte Latein und Griechisch und erteilte den evangelischen Schülern den Religionsunterricht. Wir lasen mit ihm kursorisch das neue Testament im griechischen Urtext und über-

setzten es ins Deutsche. Da er nie ein erläuterndes Wort dazu sprach, so war diese sog. Religionsstunde nichts als eine weitere griechische Stunde, wir hätten ebensogut den Hesiod mit ihm lesen können. Sie unterschied sich von den andern lediglich durch das Gebet, was ihr vorherging. Er hatte zwei Gebete verfaßt, die er abwechselnd auf dem Katheder vorlas, das eine schloß mit den Worten: „hegen mögen“, das andere mit „Glauben rauben.“ Nach dem Amen erhob er das gesenkte Haupt und schaute andächtig zur Stubendecke.

Als er nun eines Morgens gerade das „hegen-mögen-Gebet“, wie wir es nannten, geendet hatte und in gewohnter Weise zur Decke aufsaß, blieb er starr vor Entsetzen. Ueber dem Katheder tanzte eine lustige Figur aus steifem Papier in der Luft. Ohne ein Wort zu verlieren eilte er fort und holte den ersten alternierenden Direktor, der alsbald kam und mit gelassenem Ernste den Frevel beschaute. Eine Untersuchung folgte. Der Thäter, der älteste und rohste Schüler der Klasse, wurde rasch zum Geständnis gebracht. Mit Hilfe eines feuchten Ballens gekauten Papiers am Ende eines Fadens, woran er die Figur befestigt, hatte er sie kurz vor Beginn der Stunde geschickt über das Katheder an die Decke geschleudert. — Die Direktoren beriefen eine Konferenz sämtlicher Lehrer und der Missethäter wurde ausgestoßen.

Pedanten sind beliebte Zielscheiben mutwilliger Jungen. Der alte Herr verstand es wenigstens, sein Ansehen bei der Jugend durch seine ernste Würde so zu wahren, daß nur die frechsten Burschen sich an ihn wagten. Schlimmer erging es einem andern unserer Lehrer. Der Unglückliche, im übrigen ein wohlmeinender Mann, hatte ein reizbares Temperament und explodierte wie trockenes Pulver auf die albernste Neckerei hin, obwohl er bereits in den Fünfigen stand. Die Jungen benützten deshalb jede Gelegenheit, ihn „grün und blau“ zu ärgern. Ließ er sich zuletzt dazu hinreißen, sie mit Rosenamen, wie „Troßbuben, Stallknechte, Pferdejungen“ u. dgl. zu belegen, so war ihr sehnlichster Wunsch erfüllt, und sie nickten einander befriedigt zu.

Direktor Brummer leitete die oberste Klasse. Er stand im Ruf eines guten Philologen und wurde von den Schülern sehr respektiert; aber

auch bei ihm blieben uns die idealen Grundsätze der alten Welt verschlossen, über die rein grammatische Schulung kamen wir nicht hinaus. Nur durch eigenen Trieb und privates Studium habe ich mich mit den Meisterwerken der griechischen und römischen Litteratur und dem Geiste, der sie durchweht, bekannt gemacht.

Gar übel stand es um unsern mathematischen Unterricht. Die Schulbehörde hatte damit einen Dozenten der Universität betraut, dessen wissenschaftliche Arbeiten bei seinen Fachgenossen recht geschätzt waren, seine Lehrmethode aber taugte nichts. Von meinen sämtlichen Mitschülern konnte ihm nur einer folgen, der bei einem Privatlehrer besondere Stunden nahm. Ebensovienig taugte sein Unterricht in der Physik; wir bekamen keine Versuche, keine Apparate zu sehen, nur mathematische Formeln auf der Schultafel. Die Unzufriedenheit der Schüler war groß. Sie führte bald nach meinem Abgang vom Lyceum zu einer Verschwörung. Die Jungen wollten seine Entfernung aus dem Lyceum durchsetzen und blieben deshalb bei der öffentlichen Schulprüfung auf alle seine Fragen die Antwort schuldig. Die Verabredung lag offen zu Tage. Man wies die Räbelsführer aus dem Lyceum, den Zweck ihres Komplotts haben sie nicht erreicht.

In der Sexta war Philosophie vorgeschrieben. Die Schulbehörde hatte einen Fachgelehrten dafür gewonnen und eben angestellt, einen Schüler Krauses. Er muß sich eines gewissen Ansehens erfreut haben, denn bald nachher wurde er als Lehrer der Philosophie an eine Universität berufen. Wir waren voll Erwartung; er sollte uns in Logik, Psychologie und Metaphysik unterrichten, und er ließ es an Eifer und Mühe nicht fehlen, aber doch lag die Schuld nicht an uns, wenn wir von der höchsten aller Wissenschaften nur wenig begriffen. Unser Lehrer war schwerfällig und un gelenk, leiblich und geistig. Er diktierte uns stundenlang in die Feder, war aber nicht im stande, seine Lehrsätze mündlich klar zu entwickeln. Am besten gefiel mir seine Metaphysik; er versuchte es, dem Uebersinnlichen mit dem Kreidestift durch bildliche Darstellung beizukommen. Er malte Gott und die Welt mit sämtlichen Kräften, die das All bewegen und zusammenhalten; in Form von ineinander geschachtelten Kreisen an die Schultafel. Diese Zeichnung leuchtete mir ein, und vor Freude

dichtete ich ein metaphysisches Trinklied nach Baggesens Beispiel, und wir fangen es nach der Melodie: „Die Welt ist rund und muß sich dreh'n“, Samstag abends im Bremenec; man hatte uns erlaubt, in dieser, durch die Rodenstein-Lieder jetzt so berühmt gewordenen Bierwirtschaft einmal in der Woche heitere Geselligkeit zu pflegen.

Endlich, im Herbst 1840, schlug die Stunde meiner Erlösung aus dem verhassten Froschteiche. Als erster mußte ich die lateinische Abgangsrede halten. Außer dem Prüfungskommissär, Professor Kaercher aus Karlsruhe, achtete von den vielen Teilnehmern und Gästen niemand auf mein schönes Latein, und es kam mir vor, als ob dieser Einzige nicht sonderlich davon erbaut wäre.

Nach meiner, wie ich glaube, berechtigten Ueberzeugung habe ich das letzte Jahr auf dem Lyceum nutzlos verloren; ich hätte es besser für neue Sprachen, Zeichnen, Mathematik und Naturwissenschaften verwendet.

Wie es in den unteren Klassen aussah, weiß ich aus eigener Kenntnis nicht zu sagen, ich könnte deshalb das Kapitel schließen, aber mancher Leser früge vielleicht enttäuscht: wo bleiben denn die berühmten Schulgeschichten von dem merkwürdigen Kauz, der damals das Klassenszepter über der Quarta schwang? und in der That, zu dem Wilde jener Zeit gehört notwendig die lange, vornübergebeugte Gestalt des Klassenlehrers der Quarta mit den buschigen Brauen, den wulstigen Lippen und der bedächtigen Rede, deren dialektische Färbung die nahe ländliche Heimat des unvergeßlichen Schulmanns unschwer verriet. Der Kreis seiner noch lebenden Schüler verengt sich immer mehr, es ist hohe Zeit, seine Aussprüche zu sammeln, ehe er, zur mythischen Gestalt verblaßt, in Nacht und Nebel versinkt. Einer meiner alten, mir leider kürzlich entriessenen Freunde gehörte zu jenem Kreise. Er war zu trüben Verstimmungen geneigt, und wenn der finstere Geist über ihn kam, besaß ich ein sicheres Mittel, diesen zu bannen; ich citierte den Schatten des seligen K. Dann ging die Sonne der Heiterkeit strahlend am Himmel auf, wie in den längst verschwundenen Tagen der Heidelberger Schulzeit. Eine kleine Blütenlese aus den Erzählungen meines Freundes sei dem Andenken des berühmten Professors gewidmet.

Der gelehrte Thebaner liebte es, seinen Quartanern Kommentare zu den Schriftstellern, die sie übersetzten, zu diktieren. Das Wort *Scala* schien ihm einer Erläuterung dringend bedürftig. „*Ad vocem: Scala!*“ rief er der Klasse zu, „schreibt ihr Buben: vermöge einer Treppe pflegten die Römer aus dem unteren in den oberen Stock zu gelangen.“

Auch große Gelehrte sind mitunter zerstreut. So ist es denn nicht zu verwundern, daß es ihm begegnete, die lateinischen Genusregeln zu vergessen. — „Wer ist heute an der Reihe?“ begann er eines Tags die Stunde. — „Der Müller, Herr Professor!“ rief es zurück aus den Bänken. — „Gut! Müller, nenne mir die geschlechtlichen Beugeformen von *ille!*“ — „*Ille, illa, illud, jener, jene, jenes.*“ — „Falsch, Müller! *vivat sequens!* Fischer, sag' du's!“ — „*Ille, illa, illum.*“ — „*Recte dixisti, du hast recht!* 'runter, Müller! 'nauf, Fischer!“ — Da protestiert Müller: „Herr Professor, hier in meiner Grammatik von Zumpt steht *illud.*“ — Er schaut hinein, da steht *illud.* „Guck emol an“, korrigiert er sich, „der Zumpt hat wahrhaftig *illud.* Da wollen wir Gnade vor Recht ergehen lassen. Müller, du kannst meinthalben sitzen bleiben!“

Die Topographie der alten Welt giebt harte Nüsse aufzuknacken. — „Sag' einmal, Müller, auf welchem Ufer des Euphrat hat Babylon gelegen?“ — „Auf dem linken, Herr Professor.“ — „Fischer, sag' du's besser!“ — „Auf dem rechten!“ — „Gut, Fischer, setz' dich 'nauf!“ — Aber der Müller protestiert: „Herr Professor, in meinem Buche steht: Babylon hat an beiden Ufern gelegen!“ — „Ich will euch etwas sagen“, erklärt jetzt der Professor, „ihr habt beide recht. Dein Babylon, Müller, hat auf dem linken Ufer gelegen, dein Babylon, Fischer, auf dem rechten, und mein Babylon am linken und rechten. In Gottes Namen, ihr könnt beide sitzen bleiben!“

Am besten zog er sich in einer Geschichtsstunde aus großer Verlegenheit. Er hatte gerade von der Schreckenszeit der französischen Revolution erzählt und daß die Franzosen sogar ihren König geköpft hätten. Ein vorlautes Bürschlein rief: „Die Königin haben sie auch geköpft!“ — „Ei! wo denkst du hin?“ korrigierte er den Knaben: „Die Franzosen sollen ihre Königin geköpft haben? Ein so höfliches,

man darf sagen galantes Volk!" — Der Schüler blieb jedoch bei seiner Behauptung: „In meinem Buche steht's, die Franzosen haben auch die Königin geköpft, nur später!" — Es bleibt nichts übrig, er muß einlenken. — „Ja freilich später," giebt er zu, „später freilich! da haben sie natürlich auch die Königin geköpft!"



Mein Bruder Rudolf.

Der Bruder, der mir im Alter am nächsten stand, hieß Rudolf. Er besuchte, wie ich, das Lyceum, hätte aber besser für eine Kriegsschule getaugt.

Schlank und hoch gewachsen hatte sich mein Bruder mit siebzehn Jahren bereits so kräftig entwickelt, wie ein neunzehnjähriger Jüngling. Er glich meiner Mutter, hatte dunkle Haare, eine bräunliche Hautfarbe und die stolze Haltung eines spanischen Hidalgo. Sein verwegenes Herz kannte nicht Furcht noch Gefahr und dürstete nach Abenteuern.

Die Kinderjahre hatten ein so kräftiges Gedeihen Rudolfs nicht voraussehen lassen. Seine Augen waren lange strotulös entzündet und dadurch am Sehen verhindert gewesen; als er eines Tags unter der Bettlade eine blinde Katze fing, war die Freude der Geschwister groß, — ein Blinder hatte eine Blinde gefangen! Im zehnten Jahre befiel ihn nach einem leichten Stoß an das Schienbein eine Weinhautentzündung, die ihn monatelang aus Bett fesselte. Mit dem Eintritt der Mannbarkeit verlor sich diese krankhafte Anlage völlig, er wurde stark und kerngesund.

Je länger der Knabe latein und griechisch trieb, desto weniger gefielen ihm die alten Sprachen, seine Zeugnisse wurden mit jedem Jahre schlechter. Als mein Vater im Sommer 1841 wieder einmal nach Heidelberg kam, um bei uns nachzusehen, waren Rudolfs Noten so überaus schlecht ausgefallen, daß er in hohem Grade aufgebracht, dem großen Menschen eine Ohrfeige gab. Rudolf entfernte

sich schweigend, ging aus dem Hause und kam nicht wieder. Alles Nachforschen, war vergeblich, er blieb verschwunden. Nach einigen Tagen erhielt mein Vater aus Mannheim einen Brief von unbekannter Hand, des Inhalts, man habe seinen Sohn auf dem Dampfschiff abfahren sehen, er habe eine Fahrkarte nach Straßburg gelöst. Damals befuhren Dampfschiffe, die Adler genannt, den Oberrhein bis Straßburg und Basel. Erkundigungen in Straßburg stellten fest, daß sich ein junger Mann, Rudolf Osmond, der von Mannheim kam, bei der Fremdenlegion hatte anwerben lassen. Dieser Osmond war unser Rudolf, er hatte Straßburg bereits verlassen und den Marsch nach Toulon angetreten, dem Sammelorte der Legionäre, von wo sie nach Algier verschifft wurden. Mein Vater erschrak in den Tod, in Algier mußte sein Sohn an Leib und Seele verderben. Unverzüglich fuhr er nach Karlsruhe und suchte Hilfe bei dem Minister des Aeußeren.

Auf dem Bureau des Ministeriums erteilte man ihm den Rat, sich unverzüglich an die französische Gesandtschaft zu wenden. Hier nahm ein junger Attaché sein Gesuch teilnehmend entgegen und versprach ihm, es solle von Seiten der Gesandtschaft was irgend möglich geschehen. Die Entlassung Rudolfs aus der Armee stieß nach des Attachés Versicherung auf keine Schwierigkeit bei den französischen Behörden, weil er das gesetzliche Alter zum Eintritt in das Heer noch nicht erreicht hatte. Bedenklicher war ein anderer Umstand. Einzig und allein der Kriegsminister war berechtigt, über die Entlassung zu verfügen. Somit mußte das Gesuch nach Paris gerichtet werden, und bis hier der Befehl ausgefertigt und nach Toulon gelangt sein konnte, schwamm Rudolf bereits auf dem Meere nach Algier. In diesem Falle war nicht mehr mit Sicherheit auf die Ausführung des Befehls zu rechnen.

Mit so schwachem Troste kehrte mein Vater nach Hause zurück. Wer beschreibt seine Freude, als nicht lange nachher eine amtliche Anzeige eintraf, der Legionär Rodolphe Osmond sei auf Befehl des Kriegsministers und Marschalls Soult aus dem französischen Heerdienst entlassen und bereits auf dem Heimweg. In der That, der verlorene Sohn traf bald in Heidelberg ein und brachte eine Flasche Tisane de Champagne aus Belschland mit, die er vergnügt zur Feier seiner Heimkehr mit uns Geschwistern leerte.

Getrieben von dem Gefühle inniger Dankbarkeit fuhr mein Vater wieder nach Karlsruhe und erfuhr hier, daß die Rettung seines Sohnes einzig und allein durch das persönliche Eingreifen des jungen Attachés möglich geworden war. Der gutherzige Franzose gehörte einer vornehmen Familie an und war ein Vetter des Präfekten in Straßburg. Von tiefem Mitleid mit meinem Vater ergriffen, hatte er sich unverzüglich an den Präfekten gewandt und ihn vermocht, den Kriegsminister in Paris mittelst des damals in Frankreich benutzten optischen Telegraphen um die Entlassung Rudolfs anzufragen. Der Minister schickte gleichfalls telegraphisch den Befehl nach Toulon, wo er gerade noch rechtzeitig, am Abend vor der Einschiffung der Legionäre, ankam.

Leider konnte mein Vater dem Attaché seinen Dank nicht persönlich aussprechen, der junge Herr hatte Karlsruhe eben verlassen und war nach Frankreich zurückgekehrt. Mein Vater war ein großer Franzosenfreund — ich werde darauf zurückkommen — und dieses Erlebnis bestärkte ihn vollends in seiner Franzosenliebe. Sobald er mich wieder sah, begrüßte er mich mit den Worten: „Begreifst du nun, weshalb ich für diese Nation so eingenommen bin? Was hat der Franzose nicht alles für mich gethan, obwohl ich ihm fremd gegenüberstand und nur ein unbedeutender Arzt vom Lande bin! Präfekten und Minister hat er aufgeboten, um mir meinen Sohn wieder zu verschaffen, und für deinen Bruder, diesen dummen Jungen, sogar den Staats Telegraphen durch ganz Frankreich in Bewegung gesetzt. Gott lohne es ihm, wenn er einst selbst Familie besitzt, an seinen Kindern!“

Freilich war damit nur eine drückende Sorge beseitigt, um einen andern Platz zu machen. Was sollte jetzt mit dem Geretteten geschehen? — Ein Freund meines Vaters in Karlsruhe riet ihm, es nochmals mit den humanistischen Studien in dem ganz vorzüglich geleiteten Karlsruher Lyceum zu versuchen, und erbot sich, Rudolf in die eigne Familie aufzunehmen. Dieses Anerbieten wurde dankbar angenommen, und die hohe Gestalt des Jünglings zierte jetzt die Bänke des Karlsruher Lyceums. Er wurde bald in der Klasse beliebt, das bestandene Abenteuer verlieh ihm einen romantischen Schimmer, und ein unleugbares poetisches Talent verschaffte ihm gleich talentierte Freunde. Einige Mitschüler, Ludwig Eichrodt, Karl Blind u. A. hatten einen

Dichterbund geschlossen, dem er beiträt. Weniger erbaut von ihm schienen seine Lehrer. Er stand nach wie vor mit den alten Sprachen auf gespanntem Fuße, und ein lateinischer, mit Fehlern reich gespickter Stil bereitete seinen klassischen Studien für immer ein Ende. Die argen Versündigungen wider die edle Sprache Latiums in diesem Schriftstück hatte den Professor S., den größten Schulfuchser des Lyceums, ganz aus dem Häuschen gebracht. Mit dem Stilheft in der Hand hatte er sich vor dem unglücklichen Lateiner aufgestellt und die ganze Flut seiner vernichtenden Kritik über ihn ergossen. Seine Erregung wuchs von Minute zu Minute, und zuletzt erhob er die Hand, als wolle er zum Schläge ausholen. In geziemender Haltung hatte der Schüler stehend bisher mit kalter Ruhe den Tadel hingenommen, jetzt aber erhob auch er die Hand, und die Augen der ganzen Klasse hasteten bange an der peinlichen Scene. Da sank zuerst die Hand des Lehrers, die des Schülers folgte, erleichtert atmete die Klasse auf, aber das Schicksal Rudolfs war besiegelt, die letzte Lateinstunde hatte für ihn geschlagen.

Schon vorher hatte der Freund meines Vaters ihn gebeten, er möge ihm Rudolf wieder abnehmen, er könne die Verantwortung für diesen verwegenen Menschen nicht länger tragen. Der gute Mann war ein ängstlicher Bureaubeamter, an den Schreibtisch gebunden und der freien Luft entwöhnt. Er fürchtete das kalte Wasser wie den bösen Feind und mußte schauernd erfahren, daß Rudolf — es war im Winter — im Rhein zwischen den Eiszollen sich badend vergnügt habe. Seit dieser Nachricht, so lautete sein Brief, bekomme er eine Gänsehaut, wenn er Rudolf ansehe.

In dieser betrübten Lage ging mein Vater auf den Vorschlag eines befreundeten Beamten in Wiesloch ein; für einen Menschen, wie Rudolf, konnte man keinen verkehrteren erdenken. Der Amtsrévisor, ein gewiegter Kameralist, hatte an dem Jüngling Gefallen gefunden und meinte, er könne ihn zu seinem Gehilfen und mit der Zeit zu einem brauchbaren Beamten seines Fachs erziehen. Er nahm ihn auf die Schreibstube, und Rudolf fand sich, in Ermangelung eines Besseren, eine Weile darein. Da überraschte ihn eines Tags sein Vorgesetzter beim Reinschreiben eines Liedes zum Lobe der edeln

Schreiberzunft, das er soeben auf dem Bureau gedichtet hatte, statt die ihm überwiesenen Rechnungen zu revidieren. Das Gedicht war betitelt „Federfuchserlied“, Eichrodt hat ihm unter seinen gesammelten Dichtungen einen Platz angewiesen.

Federfuchserlied.

Ich bin ein lust'ger Tintenfisch,
Auf Akten hinterm Bureautisch
In Eile konzipiert;
Zum Vorschein kam die reine Hand
Zuerst, als man mich kunstgewandt
Aus Licht herausradiert.

Wenn sich die Sonn' am Himmelsdom
Als wie ein roter Tintenstrom
Auf Gottes Welt ergießt,
Weckt mich ein Zucken in der Hand,
Ich schreibe, bis zuletzt gewandt
Ein guter Schnörkel schließt.

Ich treib' es, wie die Sonn' es treibt,
Die ihren Bogen auch beschreibt
Und erst am Abend ruht;
So lent' ich rastlos meinen Kiel
Nach einem vorgeschrieb'nen Ziel
Mit federleichtem Blut.

Diktirt der Tod mir Punktum vor,
Läßt mir die Feder hinterm Ohr,
So ihr mich sandelt ein;
Statt Hobelspänen soll Papier
Im Tode wie im Leben mir
Die Unterlage sein.

„Hier unten modert das Konzept,
Die Abschrift hoch im Himmel schwebt,
Soll meine Grabchrift sein,
Nur sei ich sicher eines Schreck's,
Nur macht mir keinen Tintenleck's
Auf meinen Leichenstein!

Außer sich kam der Amtsrevisor zu meinem Vater gelaufen und erklärte ihm rundweg, das Kameralfach vertrage sich nicht mit dem Dichten, er möge seinen poetischen Sohn vom Bureau wegnehmen.

Rudolf war dessen herzlich froh. Er wollte als Soldat auf Offiziersbeförderung dienen. Mein Vater brachte ihn nach Freiburg in das dortige Infanterieregiment, aber der Gamaschendienst behagte ihm nicht auf die Dauer. Er schrieb meinem Vater, es währe ihm zu lange, bis er in badischen Diensten den Marschallstab erringe, überhaupt sei ihm Europa zu enge, es verlange ihn nach der neuen Welt.

Mit guten Empfehlungen an Bekannte in New-York fuhr er über das Weltmeer. Mein Vater und ich begleiteten ihn nach Mannheim, wo er das Dampfschiff zur Fahrt nach Rotterdam bestieg. Bei der Abfahrt stand er wie ein junger Cortez auf dem Verdeck und winkte uns Abschied zu. Meinem Vater brach fast das Herz, wir gingen in den nahen Schloßgarten, heiße Thränen rannen ihm über die Wangen.

In New-York gab Rudolf seine Empfehlungsbriefe nirgends ab, es lockte ihn nach kriegerischen Thaten unter dem Sternenbanner. Zwischen den Vereinigten Staaten und Mexiko war Krieg entbrannt; bald nach der Ankunft trug ihn ein Schiff als Soldaten der Republik nach Tampico an der mexikanischen Küste, wo General Scott die amerikanischen Truppen sammelte, die zur weiteren Fahrt nach Vera Cruz bestimmt waren. Im Lager von Tampico hätte er fast, ehe er den Feind gesehen, durch Pulver und Blei geendigt. Der englischen Sprache noch nicht mächtig, verstand er eine Weisung seines Sergeanten nicht, worauf sich dieser, über den Ungehorsam außer sich, thätlich an ihm vergriff. Rudolf gab ihm den Schlag mit Zinsen zurück und würgte ihn bis zum Ersticken. Soldaten eilten dem Sergeanten zu Hilfe. Gebunden und ins Loch gesteckt, der Todesstrafe gewärtig, kritisierte er sich selbst richtig mit dem Bierzeiler:

„Im Land der Freiheit Anecht
Auf Tod und Krüppel hin,
Da sieht man wieder recht,
Daß ich ein Esel bin.“

Mit großem Humor erzählt der Abenteurer im ersten Bande der bald eingegangenen Münchener Hauschronik, erschienen im Verlag von Braun und Schneider, wie ihm sein Kapitän Mackenzie Pardon erteilte, und welche Treffen und Schlachten er dann unter dessen tapferer Führung auf dem Boden Mexikos ausfechten half.

In der Nacht, die der Schlacht von Cerrogorbo, am 18. April 1847, vorausging, auf der Feldwacht unter dem leuchtenden Sternenhimmel des feindlichen Landes, schweiften die Gedanken des reuigen Sohns über das Weltmeer zur fernen Heimat, zum Grabe der Mutter, zu dem treuen, in nimmer müder Sorge sich verzehrenden Vater; seinem gepreßten Busen entquoll ein tief empfundenes Gedicht:

Memento mori!

Sohn der Verirrung, laß Gedanken
Hinüber übers Weltmeer schwancken,
Nicht alles wirst du wiederfinden
Wie einst im Lande deiner Sünden. —
Memento mori!

Im Schoß der Erde ruht der Kummer,
Der Himmel ist des Todes Schlummer,
Noch hör' ich ihre Worte wehen:
„Wir werden uns nicht wiedersehen!“
Memento mori!

Und du, gekreuzigt Herz, aus Gluten
Der Wunden Liebe nur zu bluten,
Mißbrauchte Großmut ohne Ende,
Ach, daß ich je vergelten könnte! —
Memento mori!

Lebt wohl! Schon nahen die Geschüße
Heran zur Schlacht; schon zucken Blitze;
Durch Nacht und Blut die Fahnen wehen;
Ob wir uns jemals wiedersehen?
Memento mori!

Zulezt, bei der Erstürmung Tschepultepek's, zerschmetterte ihm eine Kugel den rechten Oberarm. Der Arzt wollte den Arm ab-

schneiden. „Nein, Doktor!“ protestierte er, „den Kopf, aber nicht den Arm!“ Das Glied blieb erhalten, wurde wieder brauchbar und kräftig, nur bezeichnete eine faustgroße Knochenverdickung (Callus) noch beinahe zwei Jahre nachher, als er im Herbst 1849 nach Hause kam, die Stelle, wo der Knochen zersplittert worden war. Als ich fragte: „wo hast du die Splitter hingebracht?“ lächelte er listig: „ich habe sie an vielen Orten versenkt, im See der Hauptstadt Mexiko, im mexikanischen Meerbusen, andre im Mississippi und Ohio, etliche im atlantischen Meer und der Nordsee, die letzten im Rhein und Neckar.“ — „Warum denn so weit auseinander?“ — „Die Sache ist leicht zu begreifen, mein lieber Bruder. Du weißt ja, wir müssen im Fleische auferstehen, und ich bin ein großer Sünder. Rufe mich die Weltposaune vor das jüngste Gericht, so gewinne ich Zeit, und es mag manches Jahr vergehen, bis ich meine Knochen zusammengesunden habe.“

Eine echte Landsknecht-Natur! Er ist nach Nordamerika zurückgekehrt, übersandte mir das Manuskript der Geschichte seiner Abenteuer nach Randern, wo ich mich als Arzt niedergelassen hatte, und schrieb dazu: „Die Union hat mich reichlich mit Land bedacht und mir eine Pension ausgesetzt, so daß zeitlebens für meine Bedürfnisse wohl gesorgt ist. Du siehst, ich habe es ohne Gelehrsamkeit weiter gebracht, als du mit deinem Studium.“ — Im fernen Westen, als ein Farmer und ehrwürdiger Patriarch, starb er vor einigen Jahren im Kreise seiner Kinder und Enkel.



Napoleonkultus in Baden.

Wie unbegreiflich es auch dem heutigen Geschlecht erscheinen mag, in meiner Jugend gab es in Baden und den Ländern am Rhein überhaupt Franzosenfreunde in großer Zahl; mein Vater, dessen Franzosenliebe ich bereits erwähnte, stand somit nicht allein. — Wie war dies möglich? Konnten sich deutsche Männer den Lehren der vaterländischen Geschichte so ganz verschließen? — Hatte nicht Frankreich seit Jahrhunderten Heer auf Heer über die Grenze geschickt, Deutschland verwüstet und ausgeplündert, seine Städte verbrannt und große Provinzen vom Reiche gerissen? — Was im Osten der Türke, war im Westen der Franzose, ja schlimmer als der Erbfeind der Christenheit hatte der allerchristlichste König auf dem deutschen Boden gehaust, und in den Trümmern des Heidelberger Schlosses hallte es immer noch wieder von dem Rufe der wälischen Mordbrenner: „Brulez le Palatinat!“

In den neunziger Jahren des verwichenen Jahrhunderts hatten unsere Nachbarn das Lilienbanner mit der Trikolore vertauscht. Unter dem Feldgeschrei: „Krieg den Palästen!“ „Friede den Hütten!“ zogen sie über den Rhein. Aber die Beutegier war die alte, und sie schonten ebensowenig die Hütte des Bauern, wie das Schloß des Edelmanns. kamen wir Schüler in den Ferien nach Wiesloch, so erzählte uns der alte Posthalter Greif, der noch die Kriege der Republik erlebt hatte, abends in den drei Königen, ehe er am Wirtstische müde einnickte, Geschichten aus den Tagen, da die Sansculottes bald siegend, bald geschlagen durch die Pfalz zogen. „Changez! changez!“ riefen sie auf der Landstraße den Begegnenden zu, die besseres Schuhwerk trugen, und

„tout de suite! tout de suite!“ in Stadt und Dorf, wenn sie Kisten und Kasten leerten, Wurst und Schinken aus dem Rauchfang holten, Hühner und Gänse aus den Ställen mitgehen hießen. Seitdem, so belehrte uns der alte Posthalter, rufen die Wieslocher „Duzwitt! Duzwitt!“ wenn es gilt, rasch in Haus und Hof aufzuräumen. — Wie die Unterländer wußten die Oberländer von dem Uebermuth der ungebetenen Gäste zu erzählen. Besser als der Griffel der Gelehrten zeigte mir eine Geschichte aus dem Munde eines Landwirts im Randerer Thale, wie es damals in den Bergen des Schwarzwalds zuging. — In einem der Bauernhöfe hatte sich ein Kürassier einquartiert und drangsalirte das Haus mit tonnère de dieu! und sacre du bleu! Die Frau mußte ihm aufwarten mit Schweinefleisch und Nudeln und der Bauer dienstbereit zur Seite stehen bei Tisch, mit der Schere in der Hand, und die Nudeln abschneiden, die ihm beim Schmausen zu lange über die Lippe herabhängten.

Nur selten wagte das gequälte Volk offenen Widerstand. So im Kapplerthal bei Achern, wo sich die Bauern unter kriegserfahrenen Führern tapfer zur Wehre setzten und den Feind verhinderten, in das Thal einzudringen.

Mitunter trozten auch einzelne unerschrocken der Gewalt. Meine Mutter erzählte mir oft von ihrem Vater, seinem Mut und seiner Stärke. Als württembergischer Reiter hatte er den Pallasch geführt, ehe er die Buhlbacher Glashütte bei Freudenstadt im Schwarzwald in seinen Besitz brachte. Die Hütte liegt am östlichen Fuße des Kniebis. Die Franzosen hielten im Winter die Schanzen auf dem Rücken des Bergs besetzt. An einem sonnigen Tage kam ein Trupp zur Glashütte herab, mein Großvater bewirtete sie gastfrei, sie sungen aber bald an, Unfug zu treiben und die Herren zu spielen. Da holte er seinen langen Reitersäbel und jagte sie aus dem Hause. — Einige Tage nachher kam ein Holzfäller gelaufen: „O Herr, es wimmelt von Franzosen den Berg herab, sie haben es auf Euch abgesehen!“ Der tapfere Mann bewaffnete sich und seine Leute und verrammelte das Haus. Sie kamen und verlangten Einlaß. Er weigerte sich zu öffnen und drohte, als sie sich anschickten, die Thüre einzustoßen, der Gewalt mit Gewalt zu begegnen. Sie wagten es nicht, ernstlich vor-

zugehen, vermutlich weil der Herzog von Württemberg mit Frankreich einen Separatfrieden abgeschlossen hatte; sie unterhandelten deshalb mit freundlichem Anspruch: er möge getrost herauskommen, sie wollten ihm kein Leid anthun und möchten nur den alten Soldaten sehen, der ihre Kameraden mit dem Säbel aus dem Hause gejagt hätte. Er trat unerschrocken unter sie, sie drückten ihm die Hand und zogen darauf von dannen.

Zuweilen rächten sich die Bauern grausam für erlittene Unbill. Im Herbst 1831 hatte mich mein Vater zu einer Fußreise von Dorsberg nach dem Breisgau mitgenommen, auf dem Rückweg wanderten wir durch das Schapbacher Thal. Da schloß sich ein alter Schwarzwälder meinem Vater an und erzählte ihm aus den Kriegszeiten von den Unthaten der wälischen Marodeure in den einsamen Weisern und Höfen der Berge, und wie die Bauern furchtbare Rache nahmen, wenn sie die Räuber fingen. Meinem Vater grauste, als ihm der Alte schilderte, wie sie eines Tags einen Brandstifter in den Backofen schoben und lebendig verbrannten. Mit grimmigem Behagen malte der Unhold die Scene, wie er mithalf den Franzosen hineinschieben in die Glut, wie das Opfer sich wehrte und um Erbarmen flehte. Er schloß mit den Worten: „Das Französle hat im Backofe pfiße wie 'ne Mus“ (gepfißen wie eine Maus).

Auf die Kriege der Republik folgten die des Kaiserreichs mit der Gründung des Rheinbunds auf den Trümmern des deutschen Reichs. Die badische Markgrafschaft unter Karl Friedrich wuchs zum Großherzogtum, den Königstitel lehnte der Fürst mit weisem Bedacht ab. Dem alliierten Lande blieben jetzt die Kriegsgreuel auf dem eigenen Boden erspart, aber seine Söhne starben und verdarben in dem Dienste des wälischen Imperators unter der brennenden Sonne Spaniens und auf den Eisfeldern Rußlands. Wenn die junge Mannschaft ausgehoben wurde, ging der Schrecken durch alle Mutterherzen; dem Tode geweiht zogen die Söhne in die weite Ferne, und wenige kehrten in die Heimat zurück. Ein Augenzeuge erzählte mir: „An dem Tage, wo die Rekruten ihr Dorf verließen, schlugen sie in sinnloser Wut alles kurz und klein.“ Es waren die Aermsten und Nothsten, die zur Schlachtbank geliefert wurden, die Wohlhabenden kauften sich los.

Die vereinte Macht Europas stürzte den Titanen. Die Glorie des Besiegten strahlte fast noch blendender von der einsamen Insel im fernen Weltmeer über den Erdball, als von dem Kaiserthron. Sein tragisches Geschick, einzig groß in der Weltgeschichte, erschütterte das wandelbare Herz des Volks. Als er in die Gruft stieg, leuchtete sein Bild wie die versinkende Sonne in die hereinbrechende Nacht der politischen Reaktion. Der tote Cäsar hob sich gewaltig ab von dem Pygmäengeschlechte, das nach seinem Sturze die Zügel der Welt führte, ohne die Stimme der Zeit und das Sehnen ihrer Völker zu begreifen. Kein Wunder, daß die Geschichte des Kaiserreichs zur ruhmreichen Legende ward, zur Epopoe, wie die des großen Alexander, ja, auch der Liberalismus verklärte den glücklichen und klugen Erben der Revolution zu dem weisen und getreuen Hüter ihrer errungenen Schätze, die blinde Masse sah sogar in dem Menschenverächter einen Märtyrer im Kampfe für die Freiheit wider den Absolutismus, einen Völkerheiland, den die Despotie an den Felsen im Meere geschmiedet hätte. Am üppigsten wucherte die tolle Legende bei den Franzosen, und weil sie ihren Abgott nicht mehr lebendig erlangen konnten, holten sie seine Leiche.

In Deutschland sangen Heine, „der Tambourmajor der Revolution“, und Freiherr von Zedlitz, Metternichs Freund, den Ruhm des Kaisers um die Wette. Mit den Grenadieren, die aus Rußland heimkehrten, jammerte der eine:

„Daß Frankreich verloren gegangen,
Besiegt und zerschlagen das große Heer, —
Und der Kaiser, der Kaiser gefangen.“

Der andere ließ in glühender Begeisterung den toten Cäsar in den elysäischen Feldern Heerschau halten über die tapferen Scharen, deren Gebeine die Sonne Aegyptens und der russische Schnee bleichten.

Ich hörte noch 1848 die badischen Soldaten auf dem Marsche Lieder zum Ruhme Napoleons singen, freilich hatten die braven Burschen keine Ahnung, wem die Verse galten. Ihr Lobgesang erschallte „dem Sohne des Ruhmes und der Ehre,“ aber sie sangen beharrlich, man mochte sie noch so oft forrigieren: „dem Sohne des Mondes und der Erde.“

Wie im Gedichte feierte die Kunst auch im Bilde den toten Kaiser und schmückte die Wände der Gasthöfe und Privathäuser bis zu den Hütten der Dörfer herab mit den Großthaten Napoleons als General Bonaparte und als Kaiser. Die Bilder haben heute fast überall denen von Kaiser Wilhelm und seinen Paladinen Platz gemacht.

Auch humoristische Legenden heftete das Volk an die große historische Erscheinung. In Schwaben war die beliebteste die vom Roehrle; im Norden blieb sie vermutlich unbekannt und im Süden wird sie auch bald ganz vergessen sein. Nur selten sieht man noch den Steindruck, worauf die Geschichte von Roehrle und Napoleon gezeichnet ist, drum will ich versuchen, sie aufzubewahren.

Roehrle war ein Schenkwirt in Schwaben, der als Jäger in der napoleonischen Armee gedient hatte, und ein großer Aufschneider. Noch heute bezeichnet man in Südwestdeutschland einen unterhaltenden Aufschneider mit seinem Namen.

Auf dem Bilde präsentiert Roehrle in der Jägeruniform das Gewehr vor Napoleon, der mit verschränkten Armen, im kleinen Hut, grünen Frack und weißen Lederhosen vor ihm steht, darunter das Zwiegespräch:

Napoleon: Ist Roehrle von Häfnersneuhausen*) nicht da?

Roehrle: Hier, Eure Majestät.

Napoleon: Er hat sich bei der gestrigen Affaire brav gehalten.

Bitt' Er sich eine Gnade aus.

Roehrle: Brauch' keine Gnade, Majestät. Hab' nur meine Schuldigkeit gethan.

Napoleon: Roehrle! Roehrle! Er ist ein Himmel-Herrgott-Sakermenter! —

Wir Lyzeisten teilten den Napoleonkultus nicht. Wir sangen begeistert die Lieder von Arndt und Körner, unsre Helden waren die Blücher, Schill und Hofer, und das deutsche Vaterland war uns kein geographischer Begriff, wie den Staatsmännern und Diplomaten jener Zeit.

*) Im Volksmund heißt das Dörfchen Neuenhaus im württembergischen Oberamt Nürtingen Häfner-Neuhäusen, weil es fast nur von Häfnern bewohnt wird. (Vgl. die Biographie des Dichters Friedrich Geßler von A. Bartels, Jahr 1892, S. 84.)

Es kam wohl vor, daß ich mit meinem Vater politisierte und die Schale meines patriotischen Horns über den korsischen Abenteurer und den wälischen Erbfeind im Westen ergoß; bei einer solchen Gelegenheit hielt er mir folgende Standrede.

„Wie gut ist es doch, daß du nicht vor 50 oder 60 Jahren zur Welt gekommen bist! Hättest du mit eigenen Augen das unglaubliche politische und wirtschaftliche Elend gesehen, worin wir damals steckten, so würdest du über Napoleon anders urteilen. Das heilige römische Reich war aus tausend Lappen und Lappchen zusammengeslickt, am buntesten und abscheulichsten am Oberrhein. Hier saßen, hohl aufgeblasen im stolzen Gefühle ihrer Reichsunmittelbarkeit, aber in jämmerlich zerlumpten Gewändern, die Glieder und Stände des Reichs durcheinander: Herzöge und Fürsten, Grafen und Freiherrn, gefürstete und ungefürstete Äbte und Bischöfe samt dem deutschen Ritterorden, freie Städte und Städtchen, das reichsunmittelbare Dörfchen Hammersbach nicht zu vergessen! Sollten sie aber für des Reiches Ehre und Sicherheit eintreten, so kargten sie schimpflich mit Hellern und Pfennigen, pochten auf ihre Gerechtfame und Freiheiten, und hielten mit dein ganzen und halben Soldaten zurück, die sie zur Reichsarmee zu stellen hatten. — Lange vor dem Rheinbund, der deine Galle überfließen macht, öffneten geistliche und weltliche Kurfürsten den Franzosen als Alliierte die Thore des Reichs.“

„Aus dem politischen Elend floß das wirtschaftliche. Jedes Gebiet hielt fest an seinen Schlagbäumen, am eigenen Gericht und Galgen, am eigenen Maß und Gewicht, und legte Verkehr, Handel und Industrie des Nachbars lahm, in dem Wahne, so das eigene Interesse zu fördern. — Lies doch in Hebels Hausfreund, wie der Adjunkt die Leute belehren mußte, als es galt, sie mit dem einheitlichen neuen Maß und Gewicht in dem neu geschaffenen Großherzogtum zu versöhnen!“

„In jeder Herrschaft, in jedem Städtlein war's anders: andere Ellen, andere Schoppen, andere Simri oder Sester, anderes Gewicht. In dem nämlichen Orte, in der nämlichen Mühle, im nämlichen Wirtshaus, im nämlichen Kaufladen hatte man für verschiedene Waren verschiedenerlei Maß und zwar herkömmlich, nicht ungerechter Weise:

ein anderes Maß für Bier, ein anderes für Del, ein anderes für Branntwein, einen anderen Sester für glatte Frucht, einen anderen für rauhe.““

„Ich bin kein schlechterer Patriot als du, aber wir Alten bewahren Napoleon ein dankbares Andenken. Nur seine eiserne Hand vermochte den Wesen zu führen, der den Augiasstall des heiligen römischen Reiches ausfegte. Ich lasse mir ihn nicht schelten, auch nicht die Franzosen; ohne sie gäbe es in Süddeutschland keine Verfassungen, auch die badische nicht, die Großherzog Karl mit klugem Verständnis 1818 seinen Unterthanen verlieh.“

Es war mit meinem Vater in diesem Punkt nichts auszurichten.



Die Duldsamkeit der Väter.

Mit Behmut gedenk' ich der schönen Tage, wo noch die milde Luft kirchlicher Duldsamkeit in der badischen Heimat wehte und die Gebote der Bergpredigt höher standen, als die Dogmen der Konfessionen. In meiner Erinnerung hebt sich der Glaubensfriede der Väter wohlthwend ab von dem wilden Gezänk und Fanatismus der Gegenwart. Eine Union der evangelischen Bekenntnisse, wie sie damals in Baden und in Preußen durchgeführt wurde, wäre heute nicht ausführbar. Centrum und Antisemiten waren noch unbekannte politische Parteien, an den beiden Hochschulen wurde noch kein Jude grundsätzlich von den Studentenverbindungen ausgeschlossen, schon der Gedanke konfessioneller, evangelischer oder katholischer Verbindungen wäre dem Hohne der Gesamtheit verfallen gewesen. Noch immer wirkten Priester aus der Schule der Sailer, Wessenberg und Hirscher in der katholischen Kirche, und das flammende Zeichen des Syllabus hing noch nicht am Himmel.

Aus dieser guten alten Zeit wird in Karlsruhe erzählt, daß man nichts Arges darin fand, wenn in den Räumen der dortigen Museums-gesellschaft Hebel, der Prälat der evangelischen Landeskirche, der katholische Dekan und der Stadtrabbiner eine Whistpartie zusammen spielten. Nur damals konnte man die wunderfame Geschichte von den zwei Pfarrern im badischen Oberland für glaublich halten, die sich innig befreundeten, obwohl der eine den evangelischen Glauben bekannte und der andere den katholischen. In Liebe und Sanftmut belehrten sie einander mit so gutem Erfolge, daß der evangelische katholisch und der katholische evangelisch wurde.

Mein Vater, ein evangelischer Rationalist, schloß, während er in Graben praktizierte, warme Freundschaft mit zwei Geistlichen der Umgegend, einem evangelischen von der Richtung des frommen Spener, und einem frommen katholischen. Sie bestand dauernd fort, auch nachdem er Graben verlassen hatte. Als er später nach Wiesloch versetzt wurde, kam er wieder in die Nähe seiner beiden theologischen Freunde. — Der katholische Pfarrer wohnte in dem Dorfe Rheinsheim am Rhein, vier Wegstunden von Wiesloch; er schrieb meinem Vater sofort, er wüßte seine ältesten Knaben zu sehen — wir waren 12, 10 und 8 Jahre alt — und erwarte uns zu Besuche. Unsere Mutter hing mir ein Täschchen über die Schultern, wir brachen auf, wanderten nach Rheinsheim, es war Herbst, und waren gut bei ihm aufgehoben. Zwei Tage lang blieben wir im Pfarrhaus, speisten mit dem ehrwürdigen Herrn im Garten, zum Nachtsich brach er uns herrliche Pfirsiche vom Baum. Mit herzlichen Grüßen, die Taschen beladen mit süßem Kuchen, kehrten wir nach Wiesloch zurück. — Der evangelische Geistliche hieß Ruß, er war Pfarrer in Mauer, einem Dorf an der Elsenz, zwei Stunden von Wiesloch. Er war ein Mann von tiefem Gemüt und reicher Phantasie. Unter dem Namen Rudolphi gab er reizende Kindermärchen, Schneeglöckchen betitelt, bei Sauerländer in Frankfurt a. M. heraus. Sie erlebten drei Auflagen und sind nicht mehr aufzutreiben. Uns Kindern gefielen sie außerordentlich.

Die Aufklärer des vorigen Jahrhunderts prophezeiten, es komme bald die Zeit, wo die Kirche in der Schule aufgehen werde, aber ungeachtet unserer besseren Einsicht in den Bau und das mechanische Getriebe des Weltalls, hat sich die Kluft zwischen Wissen und Glauben mehr wie je erweitert. Die Hoffnung, daß die menschliche Einsicht sie mit der Zeit überbrücken werde, scheint aussichtslos, und der Abgrund zwischen Vernunft und Gottesglaube auf der einen Seite, Aberglauben und Unglaube auf der andern, ist von bodenloser Tiefe.

Wenn die Scheiterhaufen nicht mehr lodern, so ist dies nicht das Verdienst der Kirche, und sollte der Atheismus die Herrschaft erringen, so würden die Jakobiner der Mutter Marianne von neuem Arbeit verschaffen; dennoch bestände der alte Gegensatz von Geist und Herz ungelöst fort. Die metaphysischen Bedürfnisse der Menschheit

sind nicht minder groß als die physischen. Die Philosophie hat nie den religiösen Hunger der Völker zu stillen vermocht, und in diesem Unvermögen der Wissenschaft wurzelt die Kraft und die Macht der Kirche.



Komfort und Lebensgenuß.

Man hat es uns in der Jugend lange nicht so bequem gemacht, wie unsern Kindern und Enkeln.

„Mußten als Knaben uns täglich plagen
Mit Stein und Zunder und Feuerschlagen,
Was ein Zündholz der Welt bedeute,
Wissen nur wir, die alten Leute.

„Mußten verlieren der Stunden viele
Mit Nichten und Schneiden der Federkiele,
Wie man geschickt die Spitze muß spalten,
Lernten am Schreibtiſch wir nur, die Alten.

„Mußten an ſchlecht gedruckten Dichtern
Quälen die Augen bei Unſittlichern,
Pußten, damit es hell genug wäre,
Fleißig den Docht mit der Lichtpußſchere.“

Die Ansprüche unserer Väter in den ersten Jahrzehnten des Jahrhunderts an Komfort waren sehr gering. Baukunst und Kunstgewerbe waren tief herunter gekommen, der Sinn für behagliches Wohnen und bequemes Hausgeräthe schien verloren gegangen. — Man erschrickt, wenn man in Weimar die Wohnungen unserer größten Dichter aufsucht. Wie dürftig ist das Gartenhaus im Schloßpark, wo Goethe sieben Jahre zubrachte; scherzend gestand er selbst:

„Uebermütig sieht's nicht aus,
Hohes Dach und niedriges Haus.“

Das geräumige Wohnhaus, das er nachher in der Stadt für seine Sammlungen und sich einrichten ließ, ist weder gefällig von außen noch innen bequem, sein Schlafgemach enge, das Arbeitszimmer des weltumspannenden Geistes von rührender Bescheidenheit. — Geradezu entsetzlich ist in Schillers Hause die Dachkammer, worin der brustfranke Dichter schlief, ehe er sein Bett in das Arbeitszimmer nebenan bringen ließ, wo er starb.

Die schmalen und kurzen deutschen Betten mit den dicken Federdecken, die herabfallen, wenn der Unglückliche, der darunter schlafen soll, sich umdreht, waren die stehende Klage der reisenden Engländer und Franzosen. Ebenso die kleinen Wasserbecken auf den armseligen Waschtischen. Man trifft solche Einrichtungen heute nur noch da und dort in den Gasthäusern kleiner Landorte.

„Schlafen Sie wohl! geruhame Nacht!“ —
 Habe gedankt und ins Bett mich gemacht,
 Ach! es war eine Nacht voll Schrecken,
 Durfte die Beine nicht biegen und strecken,
 Hörte die Mäuslein rascheln und tanzen,
 Doch am schlimmsten waren die Wanzen,
 Hab' es nicht aus den Ohren gebracht:
 „Schlafen Sie wohl, geruhame Nacht!“

Wie traurig es mit den Gewandstoffen aussah, zeigen die Kleidungsstücke im Münchner Nationalmuseum, die König Ludwig I. von Bayern sowohl von sich als seiner Gemahlin Therese aufbewahren ließ. Der König hat sie der Nachwelt nicht zur Bewunderung, sondern zu lehrreicher Vergleichung vermacht. Die Färbung der Gewebe verdankt der modernen Chemie solche Fortschritte, daß König Davids sidonischer Purpur mit der Anilinpracht unsrer geputzten Dienstmädchen schwerlich zu wetteifern vermöchte.

Die letzte Hungerznot hat unser Vaterland 1816 und 1817 heimgesucht. Seither gab es wohl einzelne Mißjahre, aber der erleichterte Weltverkehr ließ es nicht mehr zu wirklicher Hungerznot kommen. Als Lyzeist sah ich noch kleine Weißbrote, bei uns Wasseroder Kreuzerwecke, im Elsaß Soubrötle, in Norddeutschland Semmeln genannt, die man aus den Hungerjahren aufbewahrt hatte, sie waren nicht größer als Wallnüsse.

Die Früchte des Meeres, die man als Seefische und Schalthiere aus seinen Tiefen holt, erhält man heute mit Eiszügen allenthalben im Binnenland auf Eis frisch zugeführt. Wir kannten sie als Studenten nur mariniert, gefalzen und geräuchert, als großes Labfal nach durchwachten Nächten, frische Hummern und Austern lernte ich erst in Hamburg 1848 schätzen. Viele meiner Bekannten vermochten sich mit diesen leckeren Bissen zeitlebens nicht zu befreunden, weil sie ihre Bekanntschaft nicht in der Jugend gemacht hatten.

Ich hätte diese Thatfache als Professor der Medizin in Straßburg beherzigen und in den siebenziger Jahren zwei alte Studienfreunde nicht mit solchen ungewohnten Genüssen überraschen sollen, als sie meiner Einladung folgend aus Offenburg zu mir herüberkamen. Sie hatten mir eine Jagdbeute geschickt, ein junges Reh, ich beschloß dankbar, sie mit Austern und Hummern zu regalieren. Der Markt in Straßburg ist mit Erzeugnissen der See vorzüglich versehen, und ich freute mich im Voraus an dem Vergnügen, das ich dem Gaumen der lieben Freunde bereiten würde. Leider erging es den Armen wie der Landmaus in der äsopischen Fabel bei der Stadtmaus. Sie saßen hungrig vor ihren Tellern und rührten nicht Austern noch Hummern an, erst der Rehbraten brachte sie und mich aus großer Verlegenheit.

Sogar die Genußmittel Kaffee und Thee, die heute schon den Kindern — sicherlich nicht zu ihrem Vorteil — zum Frühstück vorgekehrt werden, spielten damals bei weitem nicht die Rolle wie heute. Suppen aus Hafermehl, auch Kartoffelsuppe und solche aus geröstetem Mehl, waren noch in vielen bürgerlichen Familien der Städte und besonders beim Landvolk das gebräuchliche erste Frühstück. In dem Freiburger Krankenhause wurde bis 1864 Suppe zum Frühstück verabreicht; die Kranken, namentlich die kranken Köchinnen, rebellierten aber von Jahr zu Jahr mit größerer Heftigkeit und blieben lieber nüchtern, als daß sie Suppe aßen; man sah sich zuletzt gezwungen, Kaffee zu geben.

Der chinesische Thee war noch in den fünfziger Jahren beim Landvolk kaum bekannt. — Als Arzt in Randern ritt ich 1852 an einem schönen Sommerabend nach Bürgeln auf der Höh', einer ehemaligen Probstei der Abte von St. Blasien mit einer berühmten Aus-

sicht. Zwei Damen aus Hamburg, Kurgäste von Badenweiler, kamen gerade heraufgewandert und bestellten bei der Wirtin Thee mit Milch und Butterbrot. Die Marktgräserin in der schwarzen Flügelhaube machte ein verwundertes Gesicht und brachte bald nachher Butter, Brot, Milch und einen heißen Aufguß von Lindenblüthen. Nun war die Reihe, sich zu verwundern an den Hamburgerinnen, und sie bemühten sich vergeblich, der guten Frau begreiflich zu machen, was chinesischer Thee sei.



Die alte Landstraße im Rheinthal.

Seit der Riese Dampf den Verkehr der Personen und Güter auf eisernen Schienen besorgt, ist die Poesie von der Landstraße abseits geflüchtet und wird in der alten bunten Gestalt wohl niemals wiederkehren.

Berklungen ist der seelenvolle Klang des Posthorns, der das Nahen des Eilwagens und der Extrapost verkündete, verschwunden das leichte Gefährt des Handlungsreisenden und der schwere Frachtfuhrwagen, der ächzend seine tiefen Geleise in den Boden eingrub. Starke Rosse zogen bei munterem Schellengeläute zu vieren und fünfen die hochgetürmte Last; der Fuhrmann, die Geißel schwingend, schritt auf festen Beinen neben den Rossen einher, in Zipfelmütze und Fuhrmannskittel, in Kniehosen und Wadenstrümpfen, in schweren, über die Knöchel reichenden Schnallenschuhen; in der Linken hielt der wetterfeste Mann die kurze Tabakspfeife mit dem Maßholzberrohr und dem messingbeschlagenen Ulmerkopf. Unter dem Wagen auf der Schaukel wiegte sich ein wachsender Hund. Verschwunden endlich ist der ehrbare Handwerksbursche mit Felleisen und Knotenstock; statt seiner wandert auf der verödeten Straße der arbeitsscheue Stromer, am liebsten in Gesellschaft zu zweien oder dreien, mit leichtem Bündel, von Dorf zu Dorf, von Herberge zu Herberge.

Ich habe bereits erwähnt, daß ich im Herbst 1831 meinen Vater auf einer Fußreise von Boxberg nach dem Breisgau begleiten durfte. Wir benützten die Landstraße viel, ein kleines Erlebnis auf ihr zeichnet getreu die Zeit und die Menschen. In Durlach hatten

wir übernachtet, waren früh aufgebrochen und einige Stunden landaufwärts gegangen. Da kam hinter uns her eine Extrapost gefahren und holte uns ein. Zwei Reisende saßen im Wagen, beide in mittleren Jahren. Der eine, ein auffallend langer Herr, saß, ins Lesen vertieft, auf der uns abgewandten Seite und achtete nicht auf die Gegend, der andre, von kleinerem, gedrungenem Bau, besah sich Land und Leute. Als dieser uns bemerkte, weifte sein Blick ein wenig auf mir. Dann wechselte er mit dem Langen einige Worte, befahl dem Postillon zu halten und lud meinen Vater freundlich ein, mit mir in den Wagen einzusteigen und mitzufahren. Die Einladung wurde dankend angenommen, und bald entspann sich eine lebhaft politische Unterhaltung zwischen ihm und meinem Vater, die sich um die Juli-revolution und ihre Folgen drehte. Der freundliche Mann war ein Schweizer, sein langer Gefährte ein Engländer; der Zufall hatte sie zusammengeführt. Der Engländer sprach kein Deutsch, aber der Schweizer englisch. Bisweilen fragte der Schweizer den Engländer um seine Ansicht über diese oder jene politische Frage und erhielt stets eine kurze, bestimmte Antwort, worauf der Englishman sofort wieder zu seinem Buche griff. — Die beiden Reisenden waren mir äußerst merkwürdig, ich hatte vorher zwar von Schweizern und Engländern gehört, aber keine bis dahin gesehen. — Noch lange nachher stellte ich mir, so oft von diesen Nationen die Rede war, die Schweizer als gedrungen und gerne plaudernd vor, die Engländer als lang und einsilbig mit dem Buche in der Hand. — Wir legten ein gutes Stück Weg mit den beiden Herren zurück; wo wir uns verabschiedeten, ist mir entschwinden.

Nicht nur an unterhaltender Staffage, auch an landschaftlichem Reize hat die Landstraße verloren, weil sie eine Menge edler Nußbäume mit ihren stolzen Stämmen und prächtigen Kronen einbüßte; das feste Holz der schönen Bäume mußte zu Gewehrschäften dienen.

Viele Gasthöfe von großem Rufe, wo die Fuhrleute sowohl wie die Reisenden gerne einkehrten, sind seither eingegangen. Auch die berühmte Post zu Müllheim hat ihren Schild eingezogen und das Sprüchlein gilt nicht mehr:

„3' Mühlen an der Post,
 Taufsigjappermost!
 Trinkt me nit 'n gute Wi!
 Goh't er nit wie Baumöl i
 3' Mühlen an der Post!“

Das Haus, worauf sich der Vers Hebels bezieht, liegt nicht oben in der Stadt Müllheim, sondern unten im Thal an der Landstraße, eine Strecke unterhalb des Bahnhof's.

Die Poesie ging Hand in Hand mit dem Volkshumor, und als sie flüchtete, ist er ihr gefolgt. Wie das Steindruckbild des schwäbischen Roehrle ist auch das des schwäbischen Hansjörgle, das einst neben ihm an den Wänden der Herbergen hing, verschwunden. Der Hansjörgle war ein Fuhrmann und nachts müde in der Herberge eingekehrt. Er hat seine Pferde besorgt und liegt jetzt auf der Ofenbank mit der Zipfelmütze auf dem Haupt in Pfälben und Decken eingegraben. Noch ruht er in süßem Schlummer, da öffnet das Annamareile, die dralle Herbergsmagd und getreue Freundin der Fuhrleute, die Thüre und ruft herein: „Hansjörgle! steh' auf! die andern Fuhrleut' sind schon aufgebrochen und fahren mit den Wagen die Brücke 'nab.“ Doch das schiert ihn wenig. Er brummt und meint: „Laß sie nur fahren! Sie haben weiter heim, als ich.“ — Sie geht, kommt aber bald wieder und meldet, daß die Spaz'en schon murren, es sei wirklich an der Zeit aufzustehen. — Es läßt ihn abermals ungerührt: Die Spaz'en sollen murren nach Herzenslust, sie haben kleinere Köpfe, als die schwäbischen Fuhrleute. — Abermals muß das Annamareile unverrichteter Sache abziehen, doch sie kennt die schwache Seite des Hansjörgle, zum drittenmal kehrt sie zurück und bringt die erfreuliche Nachricht, die Wirtin trage bereits die Morgensuppe auf. Da springt er mit einem Satz vom Lager und schreit: „Hurtig! hurtig! wo isch mi große Löffel!“ — Eile thut jetzt not! Er fürchtet zu wenig abzubekommen.

Freilich hatte die Landstraße auch ihre üble Seite. Wer beispieksweise die vier Wegstunden von Mannheim nach Heidelberg nicht zu Fuße zurücklegen mochte und den Eilwagen der Post oder den Landauer des Lohnkutschers zu teuer fand; war auf den Gauderer

angewiesen, der mit seinem Omnibus den Verkehr der beiden Städte unter sich und mit den großen dazwischen liegenden Dörfern vermittelte. Mit Grauen gedenke ich einer solchen Fahrt, die ich als Mannheimer Lyceist nach Heidelberg ausführte. Wir waren nur vier Passagiere: eine Matrone aus Holland mit ihrer erwachsenen Tochter, eine Mannheimer Bürgersfrau und ich. Der Kutscher war ein junger, leichtfertiger Bursche. Er hielt überall an, wo ihm das Wirtshaus oder die Kellnerin gefiel, trank über den Durst und blieb halten, so lang es ihm beliebte. Der Wein stieg ihm bald in den Kopf, und es machte ihm großes Vergnügen, die Frauen beim Fahren zu ängstigen. Er fuhr im Zickzack von einer Seite zur andern bis nahe an den Wegrain. Wenn dann der Wagen in den Graben zu fallen drohte und die Frauen aufschriehen, grinste er vor Vergnügen. Wir wären zu Fuße in derselben Zeit und mit weniger Gefahr nach Heidelberg gekommen. Man konnte von Glück sagen, wenn man mit solchen heillosen Kutschern unversehrten Leibes ans Ziel kam.

Wie viel sicherer, rascher und angenehmer fährt es sich heute mit der Eisenbahn, die seit 1840 die Städte Mannheim und Heidelberg verbindet und dem Reisenden jetzt täglich mehr als zwanzig Züge nach beiden Richtungen zur Verfügung stellt. Ihre Eröffnung fällt in die Zeit, wo ich eben das Lyceum verlassen hatte; ihr sei das letzte Kapitel dieses Buchs gewidmet.



Die Eröffnung der ersten badischen Eisenbahn.

Die erste in Baden erbaute Eisenbahn und eine der ersten in Deutschland war die von Mannheim nach Heidelberg. Nur wenige Leute hatten eine richtige Vorstellung von dem neuen Verkehrsmittel, dessen Betrieb und Bedeutung sich nur langsam dem allgemeinen Verständnis erschloß.

Bekanntlich schoben die Bauern die Schuld an der Kartoffelkrankheit, die gleichzeitig mit der Einführung der Eisenbahnen Deutschland heimsuchte, auf den Ruß in den Dampfwolken, die von den Lokomotiven auf die Felder ausgeschüttet wurden; es dauerte viele Jahre, bis der ungerechte Verdacht aus ihren Köpfen wich.

Am 12. September 1840 wurde die Bahn feierlich eröffnet und die erste Fahrt von Heidelberg nach Mannheim ausgeführt. Dieses Ereignis führte nach der Erzählung, die bei den Schülern des Lyceums umlief, zu einem bedauerlichen Abenteuer, das einem ihrer Professoren eine recht verdrießliche Stunde bereitete. Es hing aufs innigste mit der erwähnten mangelhaften Einsicht in das neue Verkehrswesen zusammen und wird hier nur deshalb berichtet, um zu zeigen, wie dunkel es in Eisenbahndingen auch in solchen gelehrten Köpfen aussah, die sich mit der physikalischen Wissenschaft von Beruf wegen bekannt machten.

Die Behörden hatten die Honoratioren Heidelbergs zu der Festfahrt eingeladen und unter diesen auch den Herrn Professor am Lyceum, dessen ich als eines wohlmeinenden, aber reizbaren Schulmannes früher gedacht habe. Er beschloß sofort, zu eigner und seiner Familie, auch

zweier Pensionäre Belehrung — es waren im ganzen 8 Personen — sich an dieser hochinteressanten Fahrt zu beteiligen.

Als der Tag der Einweihung gekommen war, machte sich die Gesellschaft etwas verspätet mit raschen Schritten auf den Weg zum Bahnhof. Während sie gingen, hielt der Herr Professor mit den Seinigen Rat, in welchem Teile des Zugs sie am sichersten führen.

Einer der Söhne, der jüngste, riet in den vordersten Wagen einzusteigen, weil man die Lokomotive von da am besten überwachen könne. Der Vater aber erinnerte sich gelesen zu haben, man solle den hintersten Wagen wählen, denn weit vom Schuß sei weit von der Gefahr, und entschied für diesen.

Auf dem Bahnhof stand der Zug gerade zur Abfahrt bereit, die Gesellschaft mußte sich eilen und stürzte in den letzten, glücklicherweise leeren Wagen. Sie saßen bequem und sicher. Ein schriller Pfiff, der Zug flog rasselnd davon. „Vater!“ schrieten die Söhne, „der Zug fährt fort, und wir bleiben sitzen!“ — „Dumme Jungen!“ erwiderte der Vater, „was fällt euch ein? Der Wagen ist in vollem Flug, man merkt es nur nicht, das ist ja eben die große Geschwindigkeit!“ — Er dachte an die Erde, die mit rasender Geschwindigkeit um die Sonne fährt, und wir merken es nicht. — Diesmal betrog ihn die Astronomie, der Wagen war abgehängt und blieb stehen, der Zug war längst aus dem Bahnhof, als sie ausstiegen und in die Stadt zurückkehrten.

Bald nachher fuhr auch ich zum erstenmal auf der Bahn nach Mannheim. In Friedrichsfeld machte der Zug einen kurzen Halt, dann fuhr er weiter. Kaum war er wieder in Gang gekommen, so sah ich aus einem der offenen Stehwagen, die es in den ersten Jahren gab, eine Mütze herausfliegen und hinterdrein sprang der Bauer heraus, dem der Wind sie entführt hatte. Das Publikum schrie, der Zug hatte noch keine große Geschwindigkeit, die Lokomotive blieb stehen, der Bauer war in den Sand gefallen, erhob sich, raffte seine Mütze auf und stieg mit ruhigem Gemüte wieder in den Wagen.

Der große Eindruck, den die dampfspeienden Ungeheuer mit ihren riesigen Wagenzügen anfangs auf die Beschauer machten, läßt sich nur mit dem vergleichen, den sie noch heute auf die Kinder aus-

üben; keine andere Erscheinung wirkt so mächtig, wie ein eilender Bahnzug auf ihre Sinne.

So oft mein Vater in den ersten Monaten nach der Eröffnung der Bahn nach Heidelberg kam, mußte ich ihn vor die Stadt an eine günstige Stelle im Felde begleiten, wo er den Zug bequem vorüber-eilen sah. Noch immer höre ich seine Worte: „Nichts ergreift mich mehr als diese Erfindung. Eine neue Welt ersteht, und ich sinne vergeblich, wie sie sich gestalten mag.“



